

ZUR LAUTVERSCHIEBUNG.

Der hauptzweck der nachfolgenden untersuchung ist die bestimmung des ganges, welchen die verschiebung der indogermanischen aspiraten im germanischen genommen hat. Dazu sind drei fragen zu beantworten; erstens: welches war die ursprüngliche gestalt der aspiraten in der indogermanischen ursprache; zweitens: welches die in der germanischen ursprache; drittens: durch welche etwaige zwischenglieder war der übergang von der einen in die andere vermittelt. Ohne die richtige beantwortung der beiden ersten fragen fehlt natürlich allen speculationen über die dritte der boden. Die erste ist der gegenstand vielfältiger erörterungen gewesen. Noch immer stehen sich sehr abweichende ansichten gegenüber. Aber doch halte ich dafür, worauf ich später zurückkomme, dass wir zu einem bestimmten von den meisten hervorragenden sprachforschern anerkannten resultate gelangt sind. Die zweite frage aber ist eigentlich noch gar nicht aufgeworfen. Man hat sich stets begnügt vom gotischen auszugehen, und hat dabei meist ohne weiteres die gotischen laute denjenigen gleichgesetzt, welche die lateinischen buchstaben ausdrücken, durch welche sie in der gewöhnlichen umschreibung bezeichnet werden. Bei Scherer erscheint zwar zum teil eine andere auffassung; aber sie ist nur schwankend ausgesprochen und nicht consequent durchgeführt. Nun ist aber ein unbedingtes erfordernis zur bestimmung der urgermanischen aussprache dieser laute eine vergleichende betrachtung der gestaltungen derselben in sämtlichen germanischen sprachen, und zwar eine solche, welche sich nicht bloss an den buchstaben hält, sondern, soweit dazu mittel vorhanden sind, den lautwert festzustellen sucht. Erst mit hülfe dieser feststellung kann sowol die weiterverschiebung in den einzelnen mundarten, als das verhältnis zu den verwanten sprachfamilien

in das rechte licht gesetzt werden. Ich will also zunächst einen versuch dazu machen. Die frage nach aussprache und geschichte der den indogermanischen aspiraten entsprechenden sogenannten deutschen medien *b, g, d* hängt überall aufs engste zusammen mit der untersuchung über die indogermanischer tenuis entsprechenden laute *f, h, þ*, die wir daher in unsere betrachtung einschliessen müssen.

Ueber die aussprache des gotischen besitzen wir zwei monographien, von Weingärtner, Leipzig 1858 und von Dietrich, Marburg 1862. Die ansichten dieser beiden gelehrten gehen wie über die aussprache der vokale, so auch über die der hier in betracht kommenden consonanten ziemlich weit auseinander. Eine neue prüfung ist daher nötig. Die kriterien, welche uns zu gebote stehen, sind einerseits das verhältnis der gotischen zu den griechischen und lateinischen lautzeichen, anderseits gewisse lautgesetzliche veränderungen. Was die aussprache des griechischen zur zeit des Ulfilas angeht, so steht es fest, dass die medien *β, γ, δ* bereits als tönende, die aspiraten *φ, θ* als tonlose spiranten gesprochen wurden; weniger sicher ist das letztere für *χ*, was wir übrigens für unsern zweck ganz bei seite lassen können. Zu beachten ist noch, dass *β* und *γ* als rein labiale, nicht labiodentale spiranten aufzufassen sind. Nun sind die gotischen zeichen für *b, g, d* entstanden aus den griechischen *β, γ, δ*; es ist also das nächstliegende ihren lautwert denselben gleich zu setzen, so lange nichts anderes dagegen spricht. Hinwider wird gotisches *f* und *þ* nicht durch *φ* und *θ* bezeichnet, sondern durch einheimische runenzeichen; das erweckt den verdacht, dass die aussprache etwas verschieden gewesen sei, ohne dass indessen darauf ein bestimmter beweis gegründet werden könnte, da die beibehaltung der runen auch auf anderen gründen beruhen kann. Entscheidender ist die widergabe der griechischen und lateinischen wörter im gotischen, und umgekehrt die der gotischen namen bei griechischen und lateinischen schriftstellern. Es werden nun nicht bloss die griechischen medien durch die entsprechenden gotischen widergegeben, sondern auch *φ* durch *f*, *θ* durch *þ*; *h* entspricht dem spiritus asper; über seine natur ist überhaupt kein streit mehr. Für die aussprache der medien als spiranten spricht noch, dass in einem falle *d = θ* ist, *baidasaiidan* Luc. 9, 10, und mehrmals

$b = g$ in *Asabis* Esdr. 2, 41 und *Joseba*. Dagegen kann es nicht sehr ins gewicht fallen, dass zweimal in *Lod d* einem τ und einmal in *falaig g* einem α entspricht, so wenig wie man aus dem einmaligen *peimaupaius* für *Τιμόθεος* auf eine von der des θ verschiedene aussprache des β schliessen wird. Es können hier abweichungen des griechischen textes oder flüchtigkeiten des übersetzers vorliegen. Die vertretung des lateinischen v durch b in *Silbanus*, *naubaimbair* beweist noch bestimmter die spirantische aussprache des letzteren wenigstens im inlaut. Lateinischem b entspricht es nur in *anakumbjan* und *naubaimbair* wol zu beachten nach m , in welcher stellung, wie wir sehen werden, auch in den übrigen dialekten die aussprache abweicht; doch ist diess an und für sich kein zwingender beweis für die völlige gleichheit des lateinischen und gotischen b , da eben kein anderes zeichen zum ausdruck des ersteren zu gebote stand und da das wort bereits eingebürgert zu sein scheint. Die widergabe der gotischen eigennamen bei den griechischen und lateinischen schriftstellern ist besonders ausführlich von Dietrich besprochen. Ich kann aber den schlüssen, die derselbe daraus auf die aussprache zieht, nicht durchgängig beistimmen. Man darf übrigens bei der betrachtung derselben nicht aus dem auge verlieren, dass die gotischen laute wie die anderer dialekte in einem stäten fortschreiten begriffen gewesen sind, so dass die sprache ohne ihr frühes aussterben aller wahrscheinlichkeit nach bis zu derselben stufe wie das strengalthochdeutsche gelangt sein würde. Wir dürfen daher die lautgestaltungen in späteren quellen nicht ohne weiteres auf die zeit des Ulfilas übertragen. Am meisten klären uns die lateinischen namensformen über die aussprache des b auf. Diess wird im inlaut zwischen vokalen regelmässig durch v widergegeben (Dietr. s. 71), auch nach t kommt v vor. Wenn sonst im inlaut in consonantenverbindungen und im anlaut b dafür steht, so beweist diess noch nicht sicher, dass das gotische b hier als explosivlaut gesprochen wurde. War es wie β ein rein labialer spirant, so entsprach ihm weder das lateinische labiodentale v noch das b vollkommen, sondern der laut hatte etwas mittleres zwischen beiden, wodurch ein schwanken in der schreibung veranlasst werden konnte. b wird ja auch mit vorgesetztem u für deutsches v gebraucht (Dietr. s. 79) z. b. *Ubadila*, wo es nur den rein labi-

alen spiranten bezeichnen kann. Doch die consequente setzung von *b* im anlaut neben *v* im inlaut scheint eine verschiedenheit der aussprache anzudeuten. Nur im zweiten teile eines compositums, dessen anlaut sonst wie der eines selbständigen wortes betrachtet wird, findet sich *v* in *Reciverga*. Wenn gotischem *g* und *d* lateinisches *g* und *d* entspricht, so werden wir widerum daraus nicht mit notwendigkeit schliessen, dass die aussprache gleich war. Man könnte sonst mit demselben rechte schliessen, dass auch *γ* und *δ* in der späteren zeit als verschlusslaute gesprochen wären. Die gotischen laute konnten nur durch die zeichen ausgedrückt werden, deren lautwert ihnen am nächsten kam. Die spirantische natur des *g* im inlaut ist auch von Dietrich zugegeben und durch zahlreiche beispiele des verklingens von *g* im inlaut und auch im anlaut des zweiten teils der composita wahrscheinlich gemacht. Wenn aber die widergabe durch lateinisches *g* nicht als ein beweis gegen die aussprache des gotischen *g* als spirant angesehen wird, so darf uns auch lateinisches für gotisches *d* nicht stören. Im anlaut wird gotisches *g* öfter durch *c* widergegeben, schon bei Ammianus. Wir müssen hierin gewis einen beweis dafür finden, dass hier kurz nach Ulfilas ein verschlusslaut gesprochen wurde. Gotisches *þ* wird durch *th* vertreten, also durch dasselbe zeichen wie *θ*, dem wir demnach die gleiche bedeutung zuzuschreiben berechtigt sind. Wenn dafür häufig einfaches *t* steht, so ist diess wol blosser schreibernachlässigkeit, der wir ebenso später bei der schreibung deutscher eigennamen in lateinischen büchern und urkunden begegnen. *d* für *þ* im inlaut beruht auf weiterer fortbewegung des lautes. Gotisches *f* wird seltener durch *f* widergegeben als durch *ph*. Daraus folgt nicht, dass es einen sehr harten klang gehabt hat, wie Dietrich sagt, sondern nur, dass es rein labial war wie *φ*, weshalb es im lateinischen durch dasselbe zeichen wie dieses umschrieben werden musste. *p* für gotisches *f* ist jedenfalls aufzufassen wie *t* für *þ*. Es mag auch sein, dass beide nicht bloss auf nachlässiger schreibung beruhen, sondern auch auf ungenauer auffassung mit dem ohre. Bei hastiger aussprache kann die spirans wenigstens ebenso gut als tenuis aufgefasst werden, wie die aspirata oder affricata, von welchen letzteren es übrigens gar nicht sicher ist, ob sie wirklich die mittelstufen zwischen

indogermanischer tenuis und germanischer spirans gebildet haben.

Fassen wir zusammen, was sich von dieser seite für die aussprache der medien ergibt, so lässt sich allerdings nicht in abrede stellen, dass immer einige schwierigkeiten und widersprüche bleiben, die nicht bis zur zweifellosigkeit gelöst werden können. Indessen wenn man die unausführbarkeit einer vollkommen genauen umschreibung in ein fremdes alphabet erwägt, so werden einzelne kleine bedenken in rücksicht hierauf schwinden müssen, und man muss das resultat anerkennen, dass sehr gewichtige gründe vorhanden sind die medien im inlaut nach vokalen als spiranten aufzufassen, während anderseits die aussprache im anlaut und im inlaut nach liquida und vor allem nach nasal davon verschieden gewesen sein muss, sodass hier entweder verschlusslaute gesprochen wurden oder, wofür die gleiche schreibung und das verhältnis zum griechischen spricht, übergangslaute zwischen verschluss- und reibelauten.

Entscheidender als alles bisher vorgebrachte ist die beobachtung des lautwandels im gotischen. Es ist bekannt, dass in denselben wörtern, welche im inlaut *b* und *d* zeigen, im auslaut und vor dem nominativzeichen *s* statt dessen meistens *f* und *p* erscheint, ausgenommen nach consonanten *m*, *n*, *l*, *r*, *z*. Wo wir sonst einen solchen wechsel zwischen in- und auslaut in den germanischen sprachen finden, beruht derselbe darauf, dass im inlaut ein tönender, im auslaut der entsprechende tonlose laut gesprochen wird. So spricht man in Oberdeutschland *tak* und *liep* für *tag* und *lieb*, in Niederdeutschland *dach* und *leif*, weil hier im inlaut tönende spiranten gesprochen werden: *daghe*, *leive*. Dasselbe verhältnis sind wir berechtigt für das gotische anzunehmen. Da *f* anerkanntermassen reine spirans ist, so muss *b* die ihm entsprechende tönende spirans gewesen sein. Wäre ferner *p* aspirata, *d* tönender verschlusslaut gewesen, so wäre gar nicht abzusehen, wie sie dazu kämen mit einander zu wechseln. Sie können sich vielmehr nur durch vorhandensein oder fehlen des stimmtones unterschieden haben, und wir müssen ihren lautwert gleichfalls als tönende und tonlose spirans bestimmen. Auf diess verhältnis hat schon Weingärtner bedeutendes gewicht gelegt. Wenn im auslaut *f* und *p* nicht ganz consequent geschrieben werden, sondern daneben

b und *d*, so rührt diess nur daher, dass nicht überall streng phonetisch geschrieben wurde, wie diess im neuhochdeutschen in diesem falle gar nicht geschieht. Dass nach consonanten die media bleibt, beweist wider eine abweichende aussprache. Da aber in diesen fällen auch nicht die tenuis geschrieben wird, so ist es doch nicht sicher, ob hier wirklicher verschlusslaut gesprochen wurde. Wenn zwischen *g* und *h* nicht derselbe regelmässige wechsel besteht, so kann daraus nicht gefolgert werden, dass *g* nicht spirant gewesen wäre, sondern da *h* bereits zum blossen hauche abgeschwächt war, so war es nicht geschickt den dem *g* entsprechenden harten spiranten = mhd. *ch* auszudrücken, und es konnte passender in ermangelung eines bessern das zeichen für den weichen spiranten beibehalten werden. *) Es wäre allenfalls noch denkbar, dass *f* und *þ* als harte affricaten aufzufassen wären, und dann *b* und *d* als die entsprechenden weichen, wie es Scherer für möglich hält. Aber das widerspricht durchaus dem, was wir vorher über die natur der laute erschlossen haben. Wie hätte z. b. *bv* durch einfaches lateinisches *v* widergegeben werden sollen? Man hat überhaupt keine andere veranlassung medienaffricaten im gotischen anzunehmen, als die, wie wir sehen werden, unbegründete voraussetzung, dass wol aus einer solchen, aber nicht aus einer einfachen spirans sich eine mit verschluss gebildete media entwickeln könnte. Dem *þ* eine andere natur zuzuschreiben als dem *f* berechtigt nichts; ihr beiderseitiges verhältnis ist völlig analog.

Wir haben bisher diesen lautwechsel nur vom standpunkte des gotischen aus betrachtet. Von diesem aus gesehen, scheint es, dass überall der weiche laut der ältere ist, der nur im auslaut fast mit naturnotwendigkeit in den harten übergeht. Die vergleichung der verwanten sprachen aber ergibt, dass in den meisten fällen der harte laut der ältere ist, keineswegs aber durchgängig. Fälle, in denen die gotische media einer indogermanischen aspirata entspricht, also zunächst weich sein muss, sind *baup* (praet. von *biudan*), *juggalaups*, *raioþ* (praet. von *redan*); von *liubs*, *galaubs*, *stabs*, *rauds* kommen zufällig nur formen vor,

*) Bei Jordanes findet sich *Berich* neben *Berig* (Dietrich s. 75), was also dem übergang von *b* in *f* und *d* in *þ* analog sein würde.

in denen *b* und *d* inlautend zwischen vokalen steht; es könnte daher eben so gut *läufs*, *raups* etc. angesetzt werden. Eine verhärtung im auslaut findet also sicher statt. In den meisten wörtern, in denen der wechsel zwischen *b* und *f*, *d* und *p* sich zeigt, entsprechen diese laute indogermanischer tenuis. Auch sonst sind die medien *b*, *d* und auch *g* aus ursprünglicher tenuis hervorgegangen. Die hierher gehörigen wörter sind am vollständigsten zusammengestellt in Lottners abhandlung „über die ausnahmen der ersten lautverschiebung“ Kuhns zeitschr. XI, 161 ff. auf seite 187 ff. Es ist wol kaum noch nötig die früher verbreitete ansicht zu widerlegen, dass diese medien unmittelbar aus der tenuis erweicht seien. Scherer hat eine widerlegung derselben gegeben in der zeitschr. f. d. östr. gymn. XII, 648. 49. Er stellt drei möglichkeiten auf: entweder die erweichung hat stattgefunden vor der lautverschiebung, oder nach der verschiebung, oder sie fällt zwischen die einzelnen akte der verschiebung. Fiele sie vor die verschiebung, so hätte die aus der tenuis erweichte media durch dieselbe wider zur tenuis werden müssen. Zwischen die verschiebung könnte sie nach Scherer fallen, wenn man dieselbe reihenfolge wie Curtius annimmt, nämlich zwischen dessen zweiten und dritten akt, der verschiebung der media zur tenuis und der der media zur aspirata. Ich möchte auch diese möglichkeit bestreiten. Denn dann wäre es wenigstens ein sehr wunderbarer zufall, dass nicht auch eine anzahl aus der media entstandener tenuis erweicht sind. Und überhaupt wäre es unwahrscheinlich, dass unmittelbar nach der eben vollzogenen durchgängigen verhärtung gleich wider eine ausgedehnte erweichung gefolgt wäre. Die erweichung muss also nach der verschiebung der indogermanischen media und der der tenuis stattgefunden haben. Der von der erweichung betroffene laut war also nicht mehr die tenuis, sondern eine durch die verschiebung bewirkte modification derselben. Es fragt sich nur, bis zu welcher stufe die verschiebung gediehen war. Um diese frage zu entscheiden, wäre zunächst zu bestimmen, auf welche weise die germanische verschiebung der tenuis vor sich gegangen sein kann. Entweder wurde, wie die gewöhnliche annahme ist, aus der tenuis zunächst die aspirata, aus dieser dann ein doppellaut bestehend aus tenuis und homorganer spirans, den man affricata zu nennen

gewohnt ist, und daraus endlich einfache spirans, oder es wurde aus der tenuis unmittelbar die affricata, wie der vorgang vielleicht im hochdeutschen war, und daraus wider die spirans, oder endlich drittens, eine ansicht, die von Scherer vertreten wird, (z. gesch. 82, z. f. d. östr. gymn. XII, 656) es wurde unmittelbar aus der tenuis die spirans. Alles dreies ist physiologisch vollkommen möglich. Die letzte annahme setzt, wie Scherer richtig bemerkt, keinen sprung voraus. Der vorgang ist einfach der, dass bei sonst gleicher mundstellung der verschluss gelockert wird. Unmittelbaren übergang von tonlosem verschlusslaut in einen reibelaut weiss ich allerdings sonst nicht mit sicherheit nachzuweisen, sehr häufig ist aber der vollkommen analoge von tönendem verschlusslaut in reibelaut, z. b. im griechischen und in den romanischen sprachen. Scherer beruft sich für seine ansicht besonders darauf, dass das resultat der germanischen verschiebung einfache spiranten sind, während im hochdeutschen im anlaut affricata erscheint. *) Es ist richtig, dass durch diesen umstand seine annahme überhaupt möglich wird, aber erwiesen ist sie damit nicht. Die wandlung durch die aspirata hindurch brauchte nicht bis zur einfachen spirans fortzuschreiten, wie das althochdeutsche beweist, konnte es aber sehr wol, wofür das griechische und lateinische die sichern belege gibt. Wir müssen also die frage einstweilen unentschieden lassen. Wurde die tenuis unmittelbar in die spirans verwandelt, so ist ohne weiteres klar, dass in den fraglichen fällen *g, d, b* durch erweichung aus der harten spirans entstanden sein müssen. Liegen dagegen die erwähnten übergangsstufen dazwischen, so kann es in frage kommen, ob nicht bereits auf einer von diesen die erweichung eingetreten ist; ob also vielleicht aspirata oder affricata davon betroffen wurde. Zunächst scheint mir die verwandlung von wirklicher harter aspirata = tenuis + *h* in die weiche = media + *h* eine physiologische unmöglichkeit. Es ist bekannt, wie sehr sich unser bedeutendster sprachphysiologe, Brücke, gegen die anerkennung der sprech-

*) Auch für das hochdeutsche hat Scherer im inlaut nach vokalen unmittelbaren übergang in die spirans angenommen. Diese ansicht ist widerlegt und der durchgang durch die affricata nachgewiesen von Braune in diesem heft s. 48 ff.

barkeit der medialaspiraten gesträubt hat. Wenn nun auch durch die bemerkungen von Arendt in den beiträgen z. vergl. sprachf. II, 283 ff. die existenz derselben ausser zweifel gesetzt ist, so sind sie doch immer sehr schwierige lautverbindungen deren sich deshalb die meisten sprachen entledigt haben, und es ist gar nicht denkbar, dass sie aus der gar keine schwierigkeit bietenden verbindung tenuis + h sollten entstanden sein. Die verwandlung von tenuisaffricata in medienaffricata wäre mindestens unwahrscheinlich. Nirgends findet sich ein analogon dazu, wie denn überhaupt die medienaffricaten nirgends in einer sprache nachgewiesen, sondern nur erschlossen sind. So schwere consonantenverbindungen sind nicht leicht dergleichen veränderungen ausgesetzt. Ueberdiess würde die erweichung derselben eine erweichung der tenuis in sich schliessen, die sonst auf germanischem boden vom neunordischen abgesehen unerhört ist. Dagegen hat die erweichung der spirans nichts auffallendes, und wir werden im weiteren verlaufe unserer untersuchung gelegenheit haben reichliche belege dafür beizubringen. Der hauptgrund aber dafür, dass die indogermanische tenuis bereits zur spirans geworden war, als die erweichung eintrat, ist der, dass dieselbe sich im gotischen als eine ganz junge lautveränderung erweist, die noch im werden begriffen ist, und der deshalb nur diejenige lautstufe zu grunde liegen kann, auf welcher das gotische zur zeit der entstehung der uns überlieferten denkmäler stand. Der beweis dafür liegt in folgendem. Schon der ganz lebendige wechsel zwischen aus- und inlaut weist darauf hin, dass dazwischen keine andern unterschiede bestanden als das vorhandensein oder fehlen des stimmtons. Auch in den hierher gehörigen wörtern wird nicht selten im auslaut die media geschrieben, was, da an dieser stelle wol an eine erweichung nicht zu denken ist, nur aus der spirantischen natur derselben zu erklären ist. Hier findet sich auch *h* im auslaut neben *g* im inlaut in *aih*—*aigum* und *f* neben *b* nach *r* in *parf*—*paurbum*. Ferner findet sich ein schwanken in ganz nahe verwanten wörtern, wie *juggs*—*juhiza*, *huggrjan*—*huhrus*, *vigans*—*veihan*, *filhan*—*fulgins* und *filigri*, *fagrs*—*ga-fahrjan*, *faginon*—*faheps*, *tigus*—*taihun*, *alds*—*alpeis*, *stap*, *stadis*—im compositum *lukarnarstada*, *naupjan*—*naudibandi* und anderen (vgl. Holtzm. altd. gr. 22. 29); ja in einem und demselben

worte: *aihan* — *aigan*, *gupa* — *guda*; und in einem und demselben suffix: *brothar* — *fudar*, *missadedins* — *gabaurpai*, *gabaurjopus* — *auhjodus*, *diupipa* — *junda*, *ſjaþva* — *þivadv*, *unbarnahs* — *vulþags* (vgl. Lottner a. a. o. s. 194. ff.). Am deutlichsten sehen wir noch die entstehung des *b* aus *f* in den schon oben angeführten fremdwörtern *asabis* und *ioseba* und in den praepositionen *af* und *uf*, die bei antritt des suffixes *uh* sofort zu *abuh*, *ubuh* werden. Die weitere betrachtung wird zeigen, dass die erweichung in den übrigen germanischen sprachen, von denen wir erst aus späterer zeit denkmale besitzen, noch weitere fortschritte gemacht hat. Auch im gotischen selbst können wir an den von lateinischen schriftstellern überlieferten eigennamen den immer weiter greifenden übergang von inlautendem *th* zu *d* beobachten. Ich denke, alles diess tut zur genüge dar, dass sich im ganzen inlautendes *g*, *d*, *b* von *h*, *þ*, *f* nur durch den stimmton unterschieden haben. Schwierigkeiten macht allerdings das *h*, für dessen aussprache als blosser hauch, wie schon bemerkt, entscheidende gründe vorliegen. Doch ist dieselbe hauptsächlich nur für den anlaut gesichert. Im inlaut muss es wenigstens vor consonanten, wenn es überhaupt hörbar werden sollte, noch reibelaut gewesen sein und es bleibt die möglichkeit, dass es auch zwischen vokalen noch stärker gesprochen wurde. Für unseren zweck genügt es, dass wenigstens die aussprache des *h* als reibelaut die allernächste vorstufe war und dass gar nicht daran zu denken ist, dass es aspirata oder affricata gewesen sei. Ebenso wird wol von niemand bezweifelt, dass *f* reine spirans war. Nur *þ* ficht man immer an. Aber wir haben wiederum gesehen, dass es sich in jeder beziehung dem *f* vollkommen analog verhält. Scherer nimmt auch an, dass *g*, *d*, *b* aus spiranten erweicht seien, meint aber, dass sie dann durch denselben akt wie die indogermanischen medienaffricaten, die er statt der aspiraten annimmt, zu medien verschoben seien, und setzt diesen akt an den schluss der germanischen lautverschiebung, so dass die erweichung zwischen dieselbe fallen würde. Das geht aber eben deshalb nicht an, weil wir die erweichung in den ältesten auf uns gekommenen denkmälern noch im werden begriffen sehen und sie nicht eine geraume zeit zurückschieben können. Auch haben wir kein recht tönende spirans und medienaffricata ohne weiteres zu identificie-

ren und durch denselben process aus ihnen die media entstehen zu lassen. Vielmehr fällt die erweichung wirklich nach allen den veränderungen, die wir unter dem namen „germanische verschiebung“ zusammenfassen können, nur dass das resultat derselben, sei es aus den medienaspiraten oder aus medienaffricaten, im inlaut nicht medien, sondern tönende spiranten sind, und die aus der erweichung entstandenen laute waren wirklich noch zu Ulfilas zeit tönende spiranten, was Scherer läugnet, und fielen deshalb mit den schon früher vorhandenen zusammen. Vor der verschiebung derselben zu medien trat die erweichung allerdings ein. Aber diese erfolgte, wie wir sehen werden, erst viel später und durchgängig nur im hochdeutschen. Soweit können wir schon durch die betrachtung des gotischen allein kommen; die der übrigen dialekte wird uns diess resultat bestätigen.

Ich führe noch ein paar weniger bedeutende tatsachen an, die für die spirantische natur von *g*, *d*, *b* sprechen können. In den eigennamen aus späterer zeit wird *agi* in *ai*, *igi* in *i* zusammengezogen (Dietrich s. 73. 74). Die zwischenstufen müssen *aji* und *iji* sein, und darin kann das *j* am leichtesten aus dem gutturalen spiranten entstanden sein. Möglich bleibt es allerdings, dass der einfluss des *i* auch den gutturalen verschlusslaut zum palatalen spiranten umgewandelt hätte, jedenfalls aber ist es minder wahrscheinlich. — In einem falle ist *d* in *z* übergegangen, nämlich in *izvar*. Das beweist an. *yðar*, welches, wie schon das *y* zeigt, aus *yðvar* = *iðvar* hervorgegangen ist. Nicht *z*, sondern *ð* ist das ältere. Die vergleichung des ahd., as., ags. ergibt als grundform *ivar*; *ð* ist eingeschoben wie in *badmr* und wie sonst *dd* oder *gg*. Nach unserer auffassung hätten wir dann in *izvar* aus *idvar* nur den übergang von dentalem *s* in alveolares, resp. dorsales *s*. Für *b* endlich ist noch anzuführen, dass es in *fragibtim* Luc. 1, 27 die stelle von *f* vertritt und in dem suffix *ubni**) mit *f* wechselt (Holtzm. altd. gr. 33).

*) Dasselbe ist überhaupt rätselhaft. Da es im indogermanischen keine suffixe mit lippenverschlusslauten gibt, so muss *b* oder *f* wol aus einem andern laute entstanden sein. Nun findet sich sonderbarer weise im altn. *nafn* und *safna* neben den sicher älteren *namn* und *samna*, während sonst umgekehrt *mn* neben älterem *fn* steht. Ist diess nicht für etwas rein orthographisches zu nehmen, so könnte man vermuten,

Wir wenden uns nun zu den übrigen dialekten. Es wird sich empfehlen die betrachtung der labialen voranzustellen, da bei diesen das verhältnis am klarsten zu tage liegt. Im altnordischen entspricht gotischem *f* überall *f* (*mf* ist zu *mm* geworden in *fimm*), gotischem *b* anlautend *b*, inlautend *f*; nur nach *m* steht auch *b* und ausserdem findet sich *bb* im inlaut in wörtern, die im gotischen keine entsprechungen haben. Man findet in sprachwissenschaftlichen werken gewöhnlich angegeben, altn. *f* sei nur lautgesetzlicher vertreter für *b* und hält sich mit dieser redensart aller weiteren untersuchung des verhältnisses für überhoben. Nun ist aber klar, dass der wechsel von *b* und *f* der für das gotische nachgewiesenen verschiedenheit in der aussprache des *b* entspricht. Der unterschied ist hier nur noch klarer und auch durch graphische verschiedenheit bezeichnet. Dass *f* nur eine spirans ausdrücken kann, ist selbstverständlich und aus der sichern unterscheidung von *b* und *f* im anlaut geht anderseits hervor, dass ersteres immer den verschlusslaut bezeichnet. Eine abweichung vom gotischen besteht darin, dass auch nach *l* und *r*, nach denen sich im gotischen das *b* analog dem nach *m* zu verhalten scheint, *f* herrscht, wofür nur vereinzelt *b* eintritt (vgl. Holtzm. altd. gr. 117). Es fragt sich nun: haben wir *f* in diesen fällen als tonlos zu fassen, worauf der buchstabe zunächst hinweist. An und für sich ist es im höchsten grade unwahrscheinlich, dass ein verlust des tones im inlaut zwischen vokalen stattgefunden haben sollte. Anderseits begreift sich die anwendung des eigentlich für den tonlosen laut bestimmten zeichens auch für den tönenden sehr wol aus dem mangel eines eigenen verfügbaren zeichens für den letzteren. Denn *v* (*u*) war für den dem got. *v*, ahd. *w* entsprechenden laut in anspruch genommen, der sicher im älteren altnordisch noch die von Brücke s. 70 beschriebene halbvokalische natur hatte.*) Um so weniger konnte dasselbe für die rein

dass auch im got. *mn* zu *fn* oder *bn*, d. h. zu labialer spirans + *n* geworden wäre, so dass dann z. b. *vitubni* abgesehen vom genus ganz gleich dem lat. *calumnia* gebildet wäre.

*) Dass diese aussprache des *v*, sowie die entsprechende des *j* die ursprüngliche indogermanische gewesen ist, erhellt aus einer reihe von erscheinungen in den verschiedenen sprachen und wird wol von niemand bezweifelt. Dass diese aussprache auch noch im germanischen lange fort-

consonantische spirans gebraucht werden, wenn dieselbe etwa, worüber sich etwas sicheres kaum wird ermitteln lassen, bereits wie in den neueren nordischen sprachen labiodental geworden war. Für die nichtunterscheidung von tönender und tonloser

gedauert hat, dafür sprechen namentlich folgende gründe: 1) Im englischen besteht sie noch heute im anlaut, während im in- und auslaut das *v* vollständig vokalisiert oder ausgefallen ist. 2) Im gotischen ist noch das indogermanische gesetz des wechsels von *u* und *v*, je nachdem consonant oder vokal folgt, vollständig lebendig, was für die grosse leichtigkeit des überganges spricht. 3) In gotischen eigennamen wird von lateinischen schriftstellern das anlautende *v* durch *uu*, *vv*, *uv*. *ub* widergegeben, eine schreibung, wie sie für den aus mit einander verschmolzenem vokal und consonant bestehenden laut sehr geeignet ist; vgl. darüber Dietrich auspr. 78. 79. Wenn solche schreibungen nicht auch im inlaute vorkommen, so ist dadurch noch nicht bewiesen, dass hier rein consonantische aussprache galt wie Dietrich behauptet; dagegen spricht das unter 2. angeführte gesetz und der umstand, dass in anderen dialekten gerade im anlaut, nicht im inlaut der vokalklang verloren geht; 4) Gotisches *v* erscheint in den eigennamen vor folgendem *u* oder *i* mit diesen zu *u* verschmolzen vgl. Dietr. 79. 80. 5) In allen germanischen sprachen finden sich verschmelzungen des *v* (*u*) nach *k* oder *s* mit dem folgenden vokal zu *u* oder *o*. 6) Die im ahd., as. und zum teil im ags. gebräuchliche schreibung *uu*, woraus sich dann *v* entwickelt, ist ebenso durch die aussprache berechtigt, wie in den gotischen eigennamen; 7) Wenn im ahd., as., afr., ags. ein kurzer vokal vor *v* zum diphthongen wird so folgt das fast notwendig aus dessen vokalischer natur; das *u* des diphthonges ist der vokalische bestandteil des *v*, der auch schon im gotischen vorhanden war und nur allmählich etwas stärker hervorgetreten zu sein und sich enger mit dem vorhergehenden vokal verbunden zu haben scheint. 8) Auslautend wird *v* im ahd. und as. zu *u* oder *o*, d. h. es bleibt nur das vokalische element, das consonantische ist zu schwach sich zu halten. 9) Die schwäche des consonantischen elements zeigt sich dann weiter darin, dass es später im inlaut zwischen vokalen ganz ausfällt, während das vokalische nach kurzem vokal und auch nach langem *a* in der mit diesem eingegangenen diphthongischen verbindung erhalten bleibt. Der schwund des consonanten ist im mhd. wahrscheinlich in der aussprache früher eingetreten als in der schrift. Denn im 15. jahrh. wird ganz gewöhnlich so gut wie *frane* auch *hans*, *awsz* u. dergl. geschrieben. Speziell für die aussprache des altn. ist von bedeutung: 1. dass es überall vor dunkeln vokalen ausfällt; 2. dass es im auslaut und vor dem nominativs *r* nach langem *æ* und *i* zum vokal wird, sonst aber abfällt; 3. dass Thorodd in seinem traktat über die isländischen buchstaben noch gar keinen consonanten *u* oder *v* kennt. Das *u* ist ihm wie das *i* nur in soweit consonant, als es ihm auch sonst ein mit einem andern zum diphthongen verbundener vokal ist.

spirans werden wir alsbald weitere belege finden. Es ist ja auch nichts anderes, wenn wir im nhd. kein besonderes zeichen für das weiche *s* haben. Für tönende aussprache des dem gotischen *b* entsprechenden *f* spricht erstens, dass es vokalisiert wird in *haukr*, *Giuki*; ferner der wechsel von *f* und *m*, wobei bald das eine, bald das andere ursprünglich ist. Derselbe ist gewöhnlich vor *n*, kommt aber auch in einigen andern fällen vor wie in *hifinn*, *helfingr* vgl. Holtzm. 118. Da *m* tönend ist, muss auch der mit ihm wechselnde consonant tönend sein. Ein beweis für tönende aussprache des *f* ist ferner das eintreten desselben für *v* besonders nach langem vokale. Darin hat man nicht einen verlust des stimmtons zu sehen, wogegen schon die moderne aussprache spricht, sondern die ersten spuren der verwandlung des halbvokals in einen reinconsonantischen, vielleicht labiodentalen laut. Weiter führt uns die betrachtung der neunordischen sprachen. Im isländischen bleibt in der schrift überall *f*, wird aber im in- und auslaut ausser vor tonlosen consonanten, gleichviel ob es gotischem *f* oder *b* entspricht, tönend wie deutsches *w* gesprochen, nur vor *l*, *n*, *ð* wie *b*. Im schwedischen tritt inlautend *f*, auslautend *v* ein, im dänischen (auch im færöischen) in- und auslautend *v*. Die aussprache ist in beiden in- und auslautend = deutschem *w*. Diese übereinstimmung der verschiedenen zweige des nordischen ist ein hinlänglicher grund die durchgängig tönende aussprache des *f* im in- und auslaute für alt zu halten, wie auch Wimmer tut. Dass die abweichende aussprache des isländischen vor *l*, *n*, *ð* erst eine jüngere veränderung ist, beweist schon die schrift und anderseits die nichtübereinstimmung des schwedischen und dänischen. Ziemlich alt mag sie aber doch sein, wie die von Holtzmann auf s. 117 angeführte schreibung *Fabnir* beweist. Wir haben also folgendes resultat gewonnen: urgermanisches *f* ist im nordischen in- und auslautend ausser vor tonlosen consonanten tönend geworden und dadurch mit der schon früher bestehenden tönenden spirans zusammengefallen. Nun erklärt sich um so mehr die anwendung des zeichens *f* für beide.

Analog ist das verhältnis im angelsächsischen. Hier vertritt ebenso *f* got. *f* überall und got. *b* im in- und auslaute, ausgenommen nach *m* und in der gemination, wo wie im anlaut *b* steht. Auch hier kann die tönende aussprache des *f*

für den inlaut nicht zweifelhaft sein. Erstlich wechselt es an dieser stelle mitunter mit *v*, welches besonders in den Northumbri-
schen evangelien häufig ist; *v* bezeichnet aber im ags. und
ergl. stets den weichen laut = lat. und franz. *v*. Es findet
sich ferner ein paar mal *b* (Holtzm. 217), gewis ein zeugnis für
tönende aussprache. Kaum wahrscheinlich aber ist es, dass
damit ein explosivlaut hat bezeichnet werden sollen; jedenfalls
würde dieser nicht etwa altertümlich sein, da sich auch einmal
färbu statt *färewu* findet. Weiter ist beweisend der übergang
von *f* vor *n* zu *m*, wie im altn. Dass auch das got. *f* entspre-
chende *f* tönend war, geht daraus hervor, dass es bei eintre-
tender gemination zu *bb* wird in *hebban* = got. *haffan*. Das
entscheidendste aber ist wider das lautverhältnis in den jüngern
sprachperioden. Im neuangelsächsischen, alt- und mittlenglischen
wird allmählich das *f* im inlaut vom *v* gänzlich ver-
drängt, was gewis mit der massenhaften einföhrung romanischer
wörter zusammenhängt, wodurch *v* ein geläufiger buchstabe
wurde; im neuengl. steht es überall, wo ursprünglich *f* inlautend
war, mit dem laute der labiodentalen spirans. Dagegen wo *f*
im ags. auslautend war, da steht abweichend vom nordischen
im neuengl. tonloses *f*, scheinbar nun auch im inlaut in wörtern
wie *life*, *wife*, in denen aber das stumme *e* nur angehängt ist
zum zeichen, dass *i* diphthongisch zu sprechen ist. Diese ab-
weichung wird, da nichts dagegen spricht, ebenfalls alt sein.
Für das angelsächsische ist daher die regel so zu fassen: ger-
manisches *f* wird im inlaut erweicht und fällt dadurch mit der
tönenden spirans = got. *b* zusammen, während umgekehrt im
auslaut letztere den stimmton verliert und so gleichfalls mit dem
alten *f* zusammenfällt.

Im altsächsischen sind gleichfalls got. *b* und *f* in- und
auslautend zusammengefallen. Im Heliand steht im auslaut für
beide in der regel *f*, daneben *h* und *b*, inlautend *f* natürlich
immer vor tonlosen consonanten, in der regel auch vor *n* und
l, sonst aber ist das eigentlich regelmässige *h*, daneben findet
sich *b*, namentlich im Monacensis, und *v* (*u*), sehr selten *f*, ver-
einzelt *uu* in *hiouuandi* = ahd. *hiufanti* 5516 Cott.; in der ge-
mination steht ausnahmslos *bb*, welches dann im auslaut ver-
einfacht wird. Verschieden entwickelt sind nur gerade wie im
ags. die gotischen lautverbindungen *mb* und *mf*. Ersteres ist

auch im alts. consequent *mb*, in letzterem schwindet der nasal und das *f* wird dann auch im inlaut zu *ḥ*. In den übrigen altsächsischen denkmälern findet sich kein *ḥ*, sondern statt dessen durchgängig *v*, ebenso im altfriesischen und im altniederfränkischen, auch im altmittelfränkischen, welches durch das Trierer capitulare vertreten wird,*) während die ältesten denkmäler des süd- und ostfränkischen wie das oberdeutsche *b* und *f* streng scheiden. Es ist nicht denkbar, dass die verschiedenen zeichen im Hel. wirklich verschiedene laute bedeuten; denn sie wechseln ganz beliebig mit einander. Wir können vielmehr darin nur verschiedene versuche zur bezeichnung desselben lautes sehen und müssen für den inlaut sowol als für den auslaut je eine gleichmässige aussprache annehmen, die sich auch mit ziemlicher sicherheit wird feststellen lassen. Dass *f* und *v* nur eine spirans bezeichnen können, ist klar, und zwar wird man von letzterem, solange nichts anderes dagegen spricht, annehmen, dass die tönende damit widergegeben werden soll, wiewol es allerdings später auch für die tonlose verwendet wird. Andererseits weisen ebenso sicher *b* und *ḥ* auf einen tönenden laut hin. *ḥ* ist jedenfalls vollkommen analog dem *ð* zu beurteilen; die bestimmung des lautwertes des einen muss massgebend für den des andern sein. Die spätere betrachtung des *ð* wird unsere auffassung des *ḥ* als tönende spirans nur stützen. Die erfindung dieses zeichens wurde wol dadurch veranlasst, dass *v* im lateinischen labiodentale spirans ist und deshalb das zeichen für den deutschen ursprünglich sicher rein labialen laut nicht genügend erschien. Wenn dafür auch *b* geschrieben wird, so könnte man darin vielleicht mit Holtzmann hochdeutschen einfluss sehen, wahrscheinlich aber ist es nur nachlässige schreibung wie *d* für *ð*. In keinem falle aber haben wir darin einen älteren lautstand zu erkennen; denn es steht ebenso gut für got. *f*, als für *b*. Dass im auslaut *f* bei weitem überwiegt, zeigt uns, dass hier verhärtung der weichen spirans eingetreten ist. Wenn daneben *ḥ* und *b* sich findet, so haben wir diess wol

*) Auch in dem in das nördliche Thüringen oder Hessen gehörigen gedichte de Heinrico findet sich *v* und *f* = got. *b*; für die entprechung des got. *f* findet sich kein beispiel ausser *ovar*, in welchem worte auch ahd. erweichung eingetreten ist.

nicht anders aufzufassen, als wenn im gotischen *b* und *d* im auslaut bleibt. Die verhärtung verstand sich so von selbst, dass sie durch die schrift nicht angedeutet zu werden brauchte, gerade wie sie im nhd. niemals bezeichnet wird. Demnach hätten wir im altniederdeutschen genau dasselbe verhältnis wie im ags.

Auch in der folgenden zeit bleibt diess unverrückt dasselbe. Im mittelniederdeutschen und niederländischen wird im inlaut ausser nach *m* und in der gemination, wo *b*, und vor harten consonanten wo *f* steht, consequent *v*, im auslaut *f* geschrieben sowol für got. *f* als *b*, und beide arten von *f* und *v* reimen unbedenklich auf einander. In der heutigen aussprache klingen sie wie neuhochdeutsches *w* und *f*, als tönender und tonloser labiodentaler reibelaut. Wenigstens ist mir nicht bekannt, dass labiolabialer laut irgendwo vorkäme. Mit der endsylbe *en* verschmilzt dies *w* (ich weiss nicht, ob in ganz Niederdeutschland) zu einem sylbenbildenden *m*, z. b. *ge-m* für *geben*. Da dieses *m* auch von den hochdeutsch redenden niederdeutschen gesprochen wird und diese sich dessen nicht bewusst sind, vielmehr nach der schrift *ben* zu sprechen glauben, so entsteht der irrthum, als spräche man in diesem falle auch plattdeutsch ein *b*, was man sogar in mundartlichen grammatiken angegeben findet, z. b. in Nergers grammatik des Meklenburger dialekts S 189. 191. Ueber das holländische *v* werden die allerverschiedensten angaben gemacht, vgl. darüber Rumpelt, system der sprachlaute s. 60. 61 und Scherer, zeitschr. f. d. östr. gymn. XII, 635. Es wird doch wol zwischen an- und inlautendem zu unterscheiden sein, und vielleicht beruhen die widersprüche in der angabe der aussprache auf der ausserachtlassung dieses unterschiedes. Das mittelfränkische schliesst sich in diesem punkte ganz dem niederdeutschen an. Aber noch viel weiter südlich geht sowol der gebrauch der spirans für got. *b*, als die erweichung des got. *f* im inlaute. Die dinge liegen hier nicht so einfach wie im niederdeutschen, und verschiedene schwierigkeiten sind in erwägung zu bringen. Es wird sich empfehlen vom lautstande der heutigen sprache auszugehen, wenn man zu einem urtheil über die verhältnisse in der älteren zeit gelangen will. Leider fehlt es so sehr an einer zuverlässigen beschreibung der laute der einzelnen mundarten, dass einstweilen manches unsicher bleiben

muss und ganz sichere grenzbestimmungen sich nicht angeben lassen. Soviel ich darüber ermitteln konnte, wird tönende spirans für got. *b* im inlaut gesprochen in Südfranken, Hessen, Thüringen, Obersachsen, auch noch weit nach Oberdeutschland hinein im Elsass in Schwaben und Baiern. In Schlesien findet sich nach Weinhold (laut- und wortbildung und die formen der schlesischen mundart p. 72.) *w* nur in der gegend von Mittelwalde, anderswo aber überall *b*. Dagegen behauptet Rückert, (Entwurf einer darstellung der schlesischen mundart im mittelalter, zeitschr. des vereins f. gesch. u. altert. Schlesiens IX. p. 36), dass allgemein *w* gesprochen würde, ein recht schlagender beweis dafür, wie unzuverlässig alle angaben über aussprache sind. Nicht so weit erstreckt sich die erweichung des *f*. Sie ist durchgeführt in Südfranken, Hessen, Schlesien, nicht in Obersachsen abgesehen vom nördlichen teile, ich glaube auch nicht in Thüringen, so dass in Südfranken und Hessen und in Schlesien, soweit *w* für *b* gesprochen wird, got. *b* und *f* im inlaut wie im niederdeutschen in einen laut zusammengefallen sind. Es handelt sich nun darum, wie weit dieser lautstand alt ist. Ich habe schon bemerkt, dass im altstüdfränkischen z. b. bei Otfrid *b* und *f* noch scharf geschieden sind. Die erweichung des letzteren muss hier erst später eingetreten sein, ist es aber sicher im XII. jahrh. Noch später scheint sie in Schlesien erfolgt zu sein. Denn in den dahin gehörigen denkmälern wird das ganze mittelalter hindurch fast consequent im inlaut *f* geschrieben (vgl. Rückert a. a. o. 34), gerade wie in den ober-sächsischen.

Was das *w* betrifft, so ist an und für sich natürlich überall die möglichkeit, dass es erst aus dem verschlusslaut entstanden ist. Und dafür scheint zu sprechen, dass in diesen gegenden überwiegend *b*, seltener *v* geschrieben wird, und dass namentlich Otfried nur *b* kennt. Anderseits aber steht *b* da, wo erweichung des *f* eingetreten ist, ebenso gut auch für dieses, namentlich in den stüdfränkischen urkunden, aber auch in handschriften von gedichten, z. b. im Alexander, in Hartmanns Credo, bei Herbort von Fritzlar, in der Elisabeth (vgl. Reissenberger über Hartmanns rede vom glauben 29), auch bei Nicolaus von Jeroschin (Pfeiff. LXIV.). Beide arten von *b* reimen unbedenklich auf einander. Man würde also zu der unwahr-

scheinlichen annahme getrieben, dass die aus *f* erweichte spirans erst zum verschlusslaut und dann wider zur spirans geworden wäre. Weiter tritt das *b* auch für *w* ein vgl. Pfeiffer zu Jeroschin LXIV, Rückert a. a. o. 31, während es heute wenigstens nur in einzelnen landschaften gesprochen wird. Bei Jeroschin und in Hartmanns Credo reimen *b* und *w* auf einander. Da nun anderseits auch *v* für *b* nicht selten ist und auch *w* dafür geschrieben wird, so scheint es mir das wahrscheinlichste, dass inlautendes *b* im mitteldeutschen die spirans bedeutet. Diese lautbezeichnung begreift sich, wenn man bedenkt, dass rein labiale spirans gesprochen wurde, welche dem verschlusslaut *b* eben so nahe steht, als dem labiodentalen lateinischen *v*, welches noch dazu, wie wir später sehen werden, für die tonlose spirans verwendet zu werden anfang. Und *w* konnte dafür erst eintreten, nachdem es sein vokalisches element verloren hatte. Noch heute wird in Mitteldeutschland, wenigstens in Obersachsen, Thüringen, Hessen, Frankfurt nur labiolabiales *w* sowol für altes *w*, als für got. *f* und *b* gesprochen, im anlaut wol meistens mit flüsterstimme.*) In Süddeutschland muss das *w* erst vor kurzem labiodental geworden sein, da, worauf Scherer aufmerksam gemacht hat, noch im ausgange des vorigen jahrhunderts der physiologe Kempelen in Wien nur labiolabiales *w* kennt. Dagegen geht in Norddeutschland, soviel ich weiss, das labiodentale *w* durch. Ist dieser unterschied alt, so liegt es nahe zu vermuten, dass die in Mitteldeutschland überwiegende schreibung mit *b* gegenüber dem niederdeutschen und mittelfränkischen *v* eben darauf beruht. Allerdings ist ein bedenken gegen das hinaufrücken der labiodentalen aussprache in ein so hohes alter, nämlich der übergang von *ven* in *m*, welcher doch fast die labiolabiale aussprache des *v* vorauszusetzen scheint. Wer nun diese argumentation nicht für überzeugend hält und meint, das *b* überall, wo es geschrieben wird, einen verschlusslaut bezeichne, der muss zugeben, dass *b*, wo es got. *f* oder *v*

*) Ich behalte diesen ausdruck bei, weil er jetzt ziemlich eingeführt ist, wiewol die natur dieser laute vielleicht noch anders zu bestimmen sein wird. Auch in Niederdeutschland wird das *w* zum teil mit flüsterstimme gesprochen, gleichviel welchen ursprunges es sei, wahrscheinlich in denselben gegenden, in denen man auch geflüsterte medien spricht.

entspricht, aus einem reibelaut entstanden sein muss, und es deshalb auch da, wo es got. *b* entspricht, sein kann. Wird in Schlesien wirklich *b* gesprochen, so wird diess eben so gut erst aus der spirans geworden sein, wie es sehr häufig aus altem *w* entsteht, z. b. in *ebich*, *löbe* vgl. Weinhold, schles. mundart 75. Auch andere mitteldeutsche dialekte kennen die verwandlung des *w* in *b*, auch im anlaut. Jedenfalls beweist also das vorkommen von *b* im inlaut = got. *b* nichts gegen die ursprünglichkeit des reibelautes.

Im auslaut wird im mitteldeutschen, abgesehen vom mittelfränkischen, wo *f* die regel ist, entweder *b* = got. *b* beibehalten oder *p* geschrieben. Heutzutage wird *p* gesprochen. Nur in Schlesien wird, wie Weinhold und Rückert behaupten, nach langem vokal die media (auch *d* und *g*) gesprochen. Nach den unbestimmten angaben von Rückert, a. a. o. s. 334 scheint es aber, als ob das vielmehr die unaspirierte tenuis ist. Sicher ist also von alters her verschlusslaut gesprochen worden. Diess scheint in widerspruch zu stehen mit unserer auffassung des inlautenden *b*, da wir nach dem allgemeinen gesetzte entsprechende des in- und auslautes erwarten müsten. Da aber in den neuern mundarten keine genaue entsprechung stattfindet, so haben wir ein recht, diess auch für die ältere zeit anzunehmen. Und dieses misverhältnis lässt sich sehr wol begreifen. Der labiolabialen tönenden spirans im inlaute sollte die labiolabiale tonlose im auslaute entsprechen. Dieser schwierige laut ging im niederdeutschen in den labiodentalen laut über, indem vielleicht der inlaut gleichzeitig dieselbe wandlung durchmachte, im mitteldeutschen in den ihm eben so nahe stehenden verschlusslaut. Diese auffassung wird dadurch bestätigt, dass auch statt des got. *f* in Südfranken und Hessen sehr gewöhnlich *p* resp. *b* geschrieben wird. Es reimen in Hartmanns Credo *brief*: *lieb* 1980, bei Herbort *vrloub*: *hob* 2375, *hob*: *lob* 3033 u. a., während anderseits auch *brief*: *lieſ*, so dass man wol annehmen muss, dass er noch spirans sprach. Noch heute wird in Hessen *brief*, *hop* gesprochen. Das berechtigt uns das *p* auch da, wo es got. auslautendem *f* für inlautendes *b* entspricht, als aus der spirans entstanden anzunehmen.

In Oberdeutschland und einem teile von Mitteldeutschland tritt also, wie schon bemerkt, die erweichung des *f* im allge-

meinen nicht ein, aber doch in einer bestimmten anzahl von wörtern. Diese haben in den ältesten ahd. denkmälern *v*, und zwar auch schon in solchen, welche im anlaut und auch inlautend in anderen wörtern niemals *v* haben, so dass hier *f*, *v*, *b* deutlich geschieden sind. Dieses *v* geht dann allmählich in *b* und sogar im strengalthochdeutschen in *p* über. Solche wörter sind z. b. *avar avur*, später *abur*, *heven* — *heben*, *inse-ven* — *entseben*, *hwerfan* — *werben*, *eiver* (amarus) N. — *eibar eipar*, *diuwa* (furtum) — *diuba*, *zouwer* — *zouber*. Hie und da findet sich in ältester zeit auch in diesen wörtern noch *f*, sogar geminiert in *heffan* K. O. Der übergang in *p* oder *b* ist bereits vollzogen, als unsere überlieferung beginnt, in *ubar* = got. *ufar*, wahrscheinlich weil in diesem die erweichung früher eingetreten war, in den übrigen wörtern beginnt er auch schon wenigstens in der mitte des neunten jahrhunderts, tritt aber nicht überall gleichmässig ein, sondern *v* erhält sich daneben auch im mhd. Auch scheinen dialektische abweichungen vorzukommen in bezug auf die wörter, in denen die erweichung eintritt.

Eine grosse verwirrung entsteht nun dadurch, dass bereits im neunten jahrh. auch in allen übrigen wörtern *v* für got. *f* im inlaut sich einzudrängen beginnt, und sich allmählich ausser vor *t* und *s* so festsetzt, dass daneben *f* nur noch selten erscheint.**) Es ist eine ziemlich allgemeine annahme, die auch Scherer teilt, dass auch dieses *v* überall die tönende spirans bezeichnen solle. Indessen wie erklärt man sich dann das nhd. *f*? Ist es denkbar, wenn im mhd. das *v* in *hove*, *brieve*, *tavel* etc. allgemein tönend gesprochen wäre, dass dann im nhd. die ursprüngliche tonlosigkeit widerhergestellt wäre?**) Und was für einen zwingenden grund hat man dem *v* hier den stimmton zuzuschreiben? Es tritt ja von derselben zeit an

*) Doch in handschriften bedeutend häufiger als in unsern kritischen ausgaben mittelhochdeutscher texte.

**) Das nhd. *f* in diesen wörtern ist keineswegs bloss graphisch zur herstellung der übereinstimmung mit dem auslaut eingetreten, wie Rumpelt (Das natürliche system der sprachlaute 59) durch seinen schlesischen dialekt verführt meint, und die tonlose aussprache ist nicht bloss dialektisch und individuell, sondern allgemein als mustergültig angenommen.

auch im anlaut für *f* ein und wird bis auf den heutigen tag geschrieben. Der unterschied ist nur, dass es im anlaut noch etwas mehr als im anlaut vor dem *f* überwiegt. Man müste also behaupten, dass auch im anlaut das *f* erst erweicht und dann wider verhärtet wäre. Gibt man die tonlose aussprache des *v* aber für den anlaut zu, so kann man es auch für den anlaut. Die früher angeführten wörter sondern sich eben dadurch von den übrigen ab, dass in ihnen *v* schon in denkmälern erscheint, die niemals *v* für *f* im anlaut haben, und dass es mit *b* und *p* wechselt und dass das erstere in der neuhochdeutschen schriftsprache zur herrschaft gelangt ist. Vereinzelt mag die erweichung weiter gegangen sein und ist es in neuern oberdeutschen mundarten entschieden. Aber allgemein ist sie niemals geworden. Man darf sich nicht darauf berufen, dass die unterscheidung zwischen altem *f* und dem erst durch die hochdeutsche lautverschiebung entstandenen darauf beruhen müsse, dass ersteres tönend geworden, letzteres tonlos geblieben sei. Es sind vielmehr andere unterschiede vorhanden. Das neue *f* ist geminiert, da es durch assimilation aus *p/* entstanden ist, ursprünglich auch nach langen vokalen, nach welchen sich die gemination nur nach einem allgemeinen gesetzte allmählich vereinfachte. *) Wahrscheinlich aber bestand noch eine andere verschiedenheit, die auch zur unterscheidung der einfachen laute genügte. Das alte *f* wurde wol früher labiodental als das neue eben aus *pf* entstandene und zum teil wie in *scharf*, *gelf* u. a. m. noch vor unsern augen entstehende. Uebrigens findet keineswegs eine ganz reinliche sonderung statt. Es findet sich *v* für neues *f* (Weinh. bair. gr. 132.) und *ph* für altes (ib. 129). In *dürfen* wird, so viel ich weiss niemals *v* geschrieben und es reimt *dürfen*: *nurfen* Martina 144, 79. Es scheint also das alte *f* in diesem worte mit dem neuen zusammengefallen zu sein. **) Die anwendung des *v* für den tonlosen spiranten er-

*) Vgl. d. beitr. p. 48 ff.

**) Ganz analog ist das verhältnis zwischen *s* und *z*, soweit das letztere einen einfachen spiranten, nicht *t + s* bezeichnet. Scherer (zur geschichte 101 ff., zeitschr. f. d. östr. gymn. 1870. 756. f.) hat behauptet, dass *s* im ahd. und älteren mhd. tönend sei und dass es sich dadurch von dem *z* unterscheide, welches die entsprechende tonlose spirans bedeute. Diese annahme steht im entschiedensten widerspruch mit der heutigen

klärt sich daraus, dass es in Deutschland üblich war dasselbe auch im lateinischen so zu sprechen, eine gewohnheit, die zum teil bis auf den heutigen tag fortdauert. Nur aus dieser aussprache begreift es sich, dass in den aus dem lateinischen (später auch in den aus dem französischen) entlehnten wörtern mit *v* oder nach romanischer weise spirantisch ausgesprochenem *b* (z. b. *tiufal*, *evangelio*) die tonlose spirans eintritt, *f* oder *v* geschrieben, während das deutsche doch gar keine neigung zur verhärtung der inlautenden spiranten, sondern im gegenteil

aussprache. In Oberdeutschland (ich weiss nicht ob allgemein) wird noch heute an jeder stelle des wortes scharfes *s* gesprochen wie sicher im indogermanischen. In der gemination ist, so viel ich weiss, in keiner germanischen mundart erweichung eingetreten. Ist man hier wunderbarer weise wider zur ursprünglichen härte zurückgekehrt? Dasselbe müsste auch im auslaut geschehen sein, wo ja auch *s* und *z* in älterer zeit streng geschieden werden. Hier ist überhaupt die erweichung vollends undenkbar. Nirgends in Deutschland werden, glaube ich, und wurden schon von alter zeit her tönende verschluss- oder reibelaute im auslaut gesprochen. Vielmehr geht an dieser stelle immer der stimmton, auch wenn er ursprünglich vorhanden war, verloren. Ein sonstiger grund für die annahme von tönendem *s* liegt nicht vor. Wir müssen nach einem andern unterschiede von *s* und *z* suchen. Gegen Rumpelts annahme, dass die aussprache von *z* = nhd. *sz* nicht viel verschieden von *ts* gewesen sei, spricht die analogie von *f* und *ch* (*hh*), wonach wir auch in der dentalreihe hinter vokalen reine spirans erwarten müssen. Der unterschied von *s* und *z* kann daher nur auf der verschiedenheit der artikulationsstelle beruhen, und darüber lässt sich, glaube ich, eine ziemlich wahrscheinliche vermutung aufstellen. Es ist bekannt, dass im judendeutsch auch sonst in manchen mundarten und vielfach in individueller aussprache der doppellaut *z* zu einem gelispelten *s* wird. Dasselbe ist nach Brückes System als dentales *s* zu bezeichnen; doch wird bei bildung desselben die zungenspitze nicht so weit vorgeschoben, als bei der des englischen *th*, sondern kommt höchstens bis an den rand der obern zahnreihe. Dieser laut, welcher physiologisch dem *ts* zunächst liegt, und den wir noch heute daraus entstehen sehen, musste fast notwendig die übergangsstufe zu dem heute gesprochenen alveolaren oder dorsalen *s* sein. Mit dem *th* des ältesten ahd. brauchte derselbe nicht zusammenzufallen. Denn erstlich konnte die artikulationsstelle noch etwas verschieden sein, ferner war *z* stets, *th* nie geminiert, endlich ist *th* schon in den ältesten quellen als tönender laut zu fassen und im übergang zum verschlusslaut begriffen. Das zusammenfallen des *s* und *z* tritt dann um die mitte des dreizehnten jahrhunderts ein, indem letzteres in die artikulationsstelle des ersteren übertritt.

zur erweichung hatte. Die veranlassung zu dieser aussprache war wol, dass die deutschen ohren und zungen an tönende labiodentale spirans nicht gewöhnt waren. Denn *v* war rein labial und halbvokalisch und unterschied sich ganz scharf von lateinischem *v*. Das aus *f* erweichte *v* war zwar rein consonantisch, aber gewis labiolabial, da es bald in *b* überging. Dagegen war *f* wol schon, wie früher erwähnt, labiodental und konnte als der dem lateinischen *v* zunächstliegende laut angesehen werden und für dasselbe eintreten. Möglicherweise ist auch die tradition der irischen mönche, welche ihrer muttersprache gemäss das lateinische *v* verhärteten, von einfluss gewesen. Wir werden also daran festhalten, dass die erweichung des *f* im inlaute, welche im altnordischen, angelsächsischen, niederdeutschen und einem teile des mitteldeutschen durchgedrungen ist, in Oberdeutschland und einem teile von Mitteldeutschland nur einzelne wörter ergriffen hat, während die anderen davon verschont geblieben sind.

Wir kommen jetzt zu der wichtigen frage: kann der hochdeutsche verschlusslaut im inlaut *b*, wie die herrschende ansicht darüber ist, im vergleich zu der von uns in den übrigen dialekten nachgewiesenen spirans als altertümlich betrachtet werden, oder ist er aus dieser hervorgegangen? Die übereinstimmung sämtlicher übrigen mundarten, von denen noch dazu allgemein anerkannt ist, dass sie sonst in bezug auf die consonanten einen älteren lautstand repräsentieren, spricht auf das stärkste für die letztere annahme. Sie würde ein unumstösslicher beweis sein, wenn man an der theorie vom stammbaume festhält, also annimmt, dass nach der trennung des nord- und südgermanischen beide sich selbständig entwickelt hätten und nicht teile des einen in gemeinschaft mit dem andern lautveränderungen hätten durchmachen können. Ich bin von der unhaltbarkeit dieser theorie überzeugt und halte es an und für sich wol für möglich, dass eine zusammenhängende lautbewegung *b* in den übrigen dialekten zur spirans wandeln konnte ohne das hochdeutsche zu berühren. Aber die grössere wahrscheinlichkeit ist natürlich für die entgegengesetzte ansicht, so lange nichts anderes dagegen spricht. Entscheidender ist folgendes. Wir haben gesehen, dass im got. ein teil der inlautenden *b* durch erweichung aus *f* entstanden ist. Dieselben wörter zeigen nun auch

im ahd. von anfang an *b* oder *p*, woraus hervorgeht, dass diese erweichung nicht bloss gotisch, sondern überhaupt germanisch war. Abweichend vom ahd. sind im got. erweicht nur *þaurban*, *ainlibim*, *tvalib*, *hvaiban* (in letzterem ist im ahd. die erweichung später eingetreten), abweichend vom got. im ahd. *ubar*; *ebar* und *intsweben* (sopire) fehlen im got. Diese erweichten laute waren also im ahd. wie im gotischen sicher einmal spiranten. Wir müssen also dieser wegen annehmen, dass vor der zeit, aus der uns die ältesten denkmäler erhalten sind, eine allgemeine verschiebung von tönender labialer spirans in tönenden verschlusslaut, der dann zum teil weiter zu tonlosen verschoben ist, stattgefunden hat. Wir können diese verschiebung wenigstens an einem worte aus dem hochdeutschen selbst erweisen, nämlich in dem volksnamen *Suevi*, *Swäbe*, *Swäpe*. Leider ist die etymologie des wortes dunkel, so dass wir nicht wissen können, ob das *v* indogermanischem *bh* oder *p* entspricht. Es scheint aber fast bedenklich die erweichung des *f* in eine so frühe zeit hinaufzurücken. Jedenfalls so viel ist klar: derselbe akt, welcher die aus *f* erweichte spirans verschob, konnte auch den indogermanischem *bh* entsprechenden laut verschieben, wenn derselbe wie in den übrigen dialekten tönende spirans war. Diese lautbewegung dauert nun noch fort in der periode, deren geschichte wir beobachten können. Nachdem von neuem eine anzahl *f* erweicht waren, machten auch sie, wie wir sahen, die entwicklung zu tönendem und tonlosem verschlusslaut durch. Endlich nachdem das *v* seine vokalische natur verloren hatte, ward auch diess zum teil zu *b*. In bairischen handschriften wird im 14. und 15. jahrhundert unendlich häufig *b* für *v* geschrieben, viel seltener im alemanischen. Ich kann mich aber nicht entschliessen zu glauben, dass damit wirklich der übergang in den explosivlaut bezeichnet werden soll, da sich in der heutigen mundart nur wenige spuren davon finden. Wahrscheinlicher scheint es mir, dass diese schreibung nur den verlust des vokalischen elementes andeutet, und dass *b* als rein labiale spirans zu fassen ist wie im mitteldeutschen. Lautlich mit *b* zusammengefallen muss allerdings diess *v* im inlaute sein; dass beweisen die von Weinhold bair. gr. 125 angeführten reime. Aber ich möchte eher glauben, dass *b* im inlaut zur spirans geworden war, wie es in den neuern bairischen mund-

arten vielfach der fall ist, oder vielleicht, dass auch hier die spirans von alters her bewahrt ist, worüber ich noch keine entschiedene meinung zu äussern wage. Diese erscheinung möchte ich also nicht zur stütze meiner ansicht gebrauchen. Sicher aber wird *n* nach *r* und *l*, nach denen es ebenso wie *j* schon früh seine vokalische natur verloren zu haben scheint, zu *b*, und diess hat sich auch in der nhd. schriftsprache festgesetzt. Vereinzelt kommt *b* für *n* auch sonst in neuern mundarten vor (vgl. alem. gr. 155. bair. gr. 124. 125), allgemein auch im anlaut ist es bei den Vicentiner und Veroneser Deutschen. Ich denke, das wird genügen, um jedes bedenken, das etwa jemand wegen des übergangs der spirans in den verschlusslaut haben könnte, zu beseitigen. Vielleicht lässt sich auch die in den übrigen dialekten bestehende verschiedenheit zwischen an- und inlaut noch im hochdeutschen nachweisen. Im ahd. wird im inlaut viel seltener *p* geschrieben als im anlaut. Es gibt quellen, die es im anlaut häufig und im inlaut gar nicht haben. Im mhd. wird es ausser vor *s* und *t* im inlaut fast gar nicht mehr geschrieben. Es ist indessen schwierig daraus einen ganz bestimmten schluss zu ziehen, da im allgemeinen zwischen an- und inlaut in ältester zeit nur ein gradueller unterschied besteht, und da das schwanken der schreibung verschiedener deutung unterliegt. Scherer glaubt, dass dadurch die geflüsterte media angedeutet würde. Ich habe (Gab es eine mhd. schriftsprache 24 ff.) auszuführen versucht, dass auch *b* im anlaut die bedeutung einer tenuis hat. Ihr dieselbe danach auch durchweg für den inlaut zuzuweisen würde an und für sich nicht vollkommen ungerechtfertigt erscheinen. Doch scheinen die neuern mundarten dagegen zu sprechen, deren laute wir freilich noch viel zu ungenügend kennen. Erst eine genaue phonetische beschreibung der oberdeutschen mundarten mit sorgfältiger grenzbestimmung wird es uns vielleicht möglich machen den wirrarr der alt- und mittelhochdeutschen schreibung aufzulösen und auch über diesen punkt sicherer zu urteilen. Nach Weinhold steht *p* in den heutigen mundarten nur in einigen wörtern, im bairischen, was sehr zu beachten ist, namentlich auch nach *m*, wo es auch mhd. geschrieben wird, während sonst im bairischen und elsässischen sogar spirans gesprochen wird. Daraus wird es doch sehr wahrscheinlich, dass wirklich ein

phonetischer unterschied zwischen an- und inlaut im ahd. bestand, welcher auf dem schon vor der verschiebung vorhandenen beruhte. Die media wurde zur tenuis, die spirans zur media verschoben. Wenn auch in den inlaut *p* eindrang, so widerspricht das, wie man auch darüber urteilen mag, unserer auffassung nicht; denn auch für das aus *f* erweichte *v* tritt *p* ein.

In der gutturalen reihe, zu der wir uns nunmehr wenden, sind die gotischem *g* entsprechenden laute mit wenigen ausnahmen nicht im an- und inlaut durch die schrift unterschieden, wie diess bei den labialen im nordischen, angelsächsischen und niederdeutschen der fall war, vielmehr ist fast überall ein und dasselbe zeichen *g* in gebrauch. Aber schon die analogie macht es wahrscheinlich, dass auch hier unterschiede in der aussprache bestanden haben werden, welche so weit als möglich festzustellen unsere aufgabe ist. Wir werden, wenn wir im ausgedehnten masse die spirantische aussprache im inlaut vertreten finden, ein recht haben, diese unmittelbar an die von uns als wahrscheinlich ermittelte aussprache des gotischen anzuknüpfen. Finden wir daneben den verschlusslaut, so lässt sich zum mindesten die möglichkeit, ja sogar die wahr-scheinlichkeit, dass derselbe erst aus dem reibelaut entwickelt ist, in derselben weise dartun wie beim *b*. Unser hauptargu-ment für das gotische war, dass *g* vielfach erst aus *h* erweicht ist. Diese erweichung hat aber im allgemeinen gleichmässig auch in den übrigen dialekten stattgefunden. Allein im got. ist das *h* erweicht nur in *tagr*. Dagegen ist sonst in den übrigen dialekten die erweichung weiter gegangen, z. b. in *hahan* *breihan*, *fahan*, *juhiza*, *ahana*, *fraihnan*, *ganohs*, *pahan*, *vrohs*, die überall ausser im got. *g* zeigen. Bei andern erweichungen finden sich dialektische abweichungen. Im allgemeinen übereinstimmend ist noch der sogenannte grammatische wechsel, der bei den verben der VII., VIII. und IX. classe stattfindet (z. b. ahd. *ziuhu*, *zugumes*) und den ableitungen aus denselben. Nur geht darin das nordische manchmal weiter z. b. in *fleygja* = mhd. *vlæhen*, ebenso *teygja*, *tiugari*, *leiga*, *leigja*. Nur im nordischen erweicht ist *elgr*. = ahd. *elaho*, ags. *elch*. Speciell faeröisch sind *faji* (capio), *twaji* (lavo). Nebeneinander stehen ags. altniederd. (psalmen) alth. *svelgan* nhd. *schwelgen*, und ahd. *swelhan*,

mhd. *swelthen*. Manche erweichungen finden sich nur im ags. nd. und zum teil im md.; so ags. *heagan* acc. von *heah*, mnd. und md. *hōgen*, mnl. *hoghen*; ags. *hêgan* (exaltare), mnd. und md. *irhogen*; ags. *sægon* (viderunt), and. (psalmen) *gesâgon*, mnd. und md. *sâgen*, mnl. *saghen*, mnd. und md. *geschâgen*; alts. *nigên*; alts. (Freckenb.) *tegotho* (decimus), fries. *tegotha*, ags. *preotegeoda*, *seofonteogoða* (Benson), noch heute nd. *tegede*; md. *negin*, *genegin* = mhd. *næhenen* vgl. Rückert a. a. o. 57, noch jetzt im nd. *næger* compar. Speziell ags. sind *fâgan* (varium), *fâgian* (variare), *fulgon* praet. von *felhan* (aber auch got. *fulgins*, an. *fialgr*), *sveger* (doch daneben *sveor* und anderseits in den dazu gehörigen wörtern auch im hochdeutschen *g*). Dass die verwandlung des *h* in *g* nicht noch allgemeiner wurde, ebenso wie die des *f* in *v* oder *b*, lag jedenfalls daran, dass es sich zum blossen hauche verflüchtigte, und daher nur einfach ausfallen konnte. Jedenfalls müssen alle so entstandenen *g* einmal reibelaute gewesen sein. Finden wir diese zu verschlusslauten verschoben, so steht nichts im wege, dass durch dieselbe lautbewegung auch die übrigen erst aus spiranten zu verschlusslauten geworden sind.

Es wird uns nun, denke ich, auch gelingen nachzuweisen dass die spirantische aussprache des *g* im inlaut bei den verschiedenen germanischen stämmen entschieden überwiegt und bis in die älteste zeit zurückreicht. Dass der buchstabe *g* zur bezeichnung derselben gebraucht wurde, darf uns deshalb nicht wunder nehmen, weil im lateinischen alphabet kein anderes verwendbares zeichen vorhanden war. *i* wurde zur bezeichnung des vokales und der halbvokalischen palatalen spirans gebraucht welche in ältester zeit wol viel mehr als vokal wie als consonant empfunden wurde (vgl. oben s. 158 anm.) Dem gutturalen spiranten lag denn doch wol der homorgane verschlusslaut näher. Auch wurde ja das *g* bereits im romanischen vor hellen vokalen als spirans ausgesprochen. Nichtsdestoweniger wechselt vielfach *g* mit *j*. Seltener ist der fall, dass *j* für *g* gebraucht wird, sehr häufig aber im hoch- und niederdeutschen und im ags. das umgekehrte, so dass es keines beleges bedarf, was vielleicht als ein zeugnis dafür anzusehen ist, dass das *j* sein vokalisches element zu verlieren beginnt.*) Dieser wechsel

*) In der häufigen schreibung *ig* erscheinen beide elemente deutlich gesondert, gerade wie in der schreibung *uu*, *ub*. Doch wird auch in der

zeigt, dass das *g* wenigstens an bestimmten stellen eine dem *j* nicht zu fern liegende aussprache gehabt haben muss.

Aus dem altnordischen lassen sich mehrere momente anführen, die dafür sprechen, dass *g* im in- und auslaut spirant war. Ueberall, wo es ursprünglich im auslaute stand, ist es geschwunden mit verlängerung des vorausgehenden vokals, wenn er kurz war. Es ist also ganz analog behandelt wie *h*, wozu es wahrscheinlich vorher nach verlust des stimmtones geworden war. Die ausnahmen von dieser regel im imp. und im nom. der neutra erklären sich vielleicht daraus, dass das vokalische auslautgesetz hier später in kraft getreten ist als in den übrigen germanischen sprachen, wofür ja auch die ältesten runeninschriften und die gestalt der aus dem nordischen entlehnten wörter im finnischen sprechen. In der verbindung *gj* nach langem vokal fällt *g* öfter aus z. b. in *teyja* für *teygja*, und daher wird dann umgekehrt oft *gj* statt des richtigen *j* geschrieben vgl. Holtzm. 108. Wir haben darin offenbar einen beweis für die bereits eingetretene palatalisierung zu sehen. Die gutturale spirans ist durch das folgende *j* in die palatale verwandelt. In *stia* und *ðask* ist das *g* zwischen den vokalen ausgefallen gerade wie sonst *h*. Zu beachten ist auch die in dem Gutalagh und auch sonst vorkommende schreibung *gh*. Die aussprache des neuisländischen und dänischen spricht übereinstimmend für verschlusslaut im anlaut und reibelaut im in- und auslaut. Im isländischen wird anlautend vor harten vokalen *g*, vor weichen *gj* gesprochen, in- und auslautend vor harten gutturaler reibelaut, vor weichen palataler = *j*. Im dänischen ist *g* im anlaut immer verschlusslaut. Im in- und auslaut ist es entweder gutturaler oder palataler reibelaut, oder wird zu *i* vokalisiert, oder verklingt ganz, oder endlich wird zu *v*, welches dann wider teilweise zu *u* vokalisiert wird. Dem letztgenannten übergange werden wir auch in andern dialekten, namentlich im englischen begegnen, eben so wie dem umgekehrten von *v* in *g*. Wir sind gewis überall berechtigt diesen wechsel als ein zeugnis für die aussprache des *g* als spirans

aussprache eine solche zerteilung stattgefunden haben, gerade wie man in heutigen mundarten deutlich *nazijon* = frz. *nation* oder *spijon* = *spion* hört.

anzusehen. Er vergleicht sich zunächst mit dem wechsel von *j* und *w*. Ueberhaupt sind die spiranten, tönende wie tonlose, vielmehr dem wechsel unter einander ausgesetzt als die verschlusslaute. Aus der dänischen aussprache lässt sich allerdings kein sicherer schluss auf die älteste zeit machen, da auch das aus *k* erweichte *g* zur spirans wird. Wir müssen uns also namentlich auf die neuisländische aussprache und die aus dem an. selbst beigebrachten anzeichen stützen und können nur constatieren, dass das dänische dazu stimmt. Doch lässt sich wenigstens eine spur von dem übergange des *g* in *v* schon in alter zeit nachweisen in dem von Grimm aus Saxo citierten *Svipdávur*. In bestimmten fällen steht der explosivlaut. Wenn im neuisländischen *g* vor *n*, *l*, *ð*, *g* mit verschluss gesprochen wird, so ist diess vollkommen analog der aussprache des *f* vor denselben consonanten als *b* und erweist sich dadurch als eine jüngere veränderung. Dazu kommt, dass auch hier *gh* geschrieben wird, und dass in der skaldenpoesie dieses *g* auf *g* zwischen vokalen reimt (vgl. Gislason oldnordisk formllære § 81). Ebenso ist die heutige aussprache nach consonanten erst jung. Auch hier wird in älterer zeit *gh* geschrieben (vgl. ebendas.) und im dänischen spirant gesprochen, wenn das *g* nicht ganz verstummt. Sicher ist *g* schon im an. wie in den neuern sprachen verschlusslaut nach *n* und in der gemination. Für den ersten fall folgt diess daraus, dass *ng* im auslaut wie *nk* in *kk* übergeht. Für geminiertes *g* findet sich *kk* geschrieben (Holtzm. 106). Wenn in der dänischen aussprache *g* vor *s* und *t* zu *k* wird, so ist anzunehmen, dass diess aus dem zunächst tonlos gewordenen spiranten entstanden ist, da auch altes *h* vor den selben consonanten zu *k* wird, vor *t* nur in wörtern die aus dem deutschen entlehnt sind, da es in echt altnordischen geschwunden war, z. b. *magt*, sprich *makt*. Spuren dieses überganges finden sich schon im an., indem zuweilen *ks* für *gs* geschrieben wird. Das neutrum *-líkt* von den adjectiven auf *ligr* kommt nicht in betracht, da bei diesen *g* erst aus *k* erweicht ist. Der übergang von *h* vor *s* in *k* ist wol überhaupt in sämtlichen neuern germanischen dialekten eingetreten. Ihm vergleicht sich auch das im an. zuweilen vorkommende *ps* für *fs* (Holtzm. 116). Auch für den von *ht* in *kt* werden wir in deutschen mundarten analogien finden. Und vielleicht ist auch das

an *pt* für *ft*, welches auch in gotischen eigennamen und in den merseburger sprüchen vorkommt so aufzufassen, dass wirklich *p* erst aus *f* entstanden ist. Ein anderer fall, in dem *g* zu *k* wird, ist hinter *t* und *s*. Zum teil ist dabei *g* der anlaut des zweiten teiles eines compositums; aber es wird auch z. b. *âmatki* aus *âmâtigi*. Wir werden auch hier keinen anstoss daran nehmen, dass das *k* aus einem spiranten entstanden ist. Wir werden demselben übergange bei dem *p* wider begegnen. So entsteht auch *hûspreyja* aus *hûsfreyja*. Inlautender verschlusslaut steht im altn. auch vor *j*, wo *gg* geschrieben wird, welches aber hier wie Holtzmann 108 ausgeführt hat, nicht gemination bezeichnen kann. Dass *gg* zur bezeichnung des verschlusslautes angewendet wird, beweist einerseits, dass derselbe in der gemination gesprochen wurde, anderseits, dass diess sonst nicht der fall war und daher zur unterscheidung von der gewöhnlichen aussprache in ermangelung eines besseren die verdoppelung zu hülfe genommen werden musste. Wenn so das nordische, neuisländische und dänische für die ursprünglichkeit der spirans im inlaut spricht, so haben wir wol ein recht den verschlusslaut im schwedischen für unursprünglich zu halten, welcher hier nach den angaben der grammatiken überall steht ausser noch *r* und *l*, wo *j* gesprochen wird.

Für das ags. lässt sich die spirantische natur des inlautenden *g* noch mit grösserer sicherheit dartun. Schon dass hier die verwendung des *g* für *j* besonders häufig ist, weist darauf hin, dass es wenigstens zum teil nicht bedeutend verschieden davon geklungen haben kann. Im neuags. und altengl. wird es im inlaut ganz verdrängt von dem neuerfundenen zeichen *ȝ* (*gh*). Da dieses sonst auch für altes *j* und für *h* im auslaut und vor *t* gebraucht wird, so kann man daraus den schluss ziehen, dass es eine spirans, und zwar gutturale wie palatale, tönende wie tonlose bezeichnet. Ueberblicken wir nun die wandlungen des in- und auslautenden *g* im ags. und engl. Im auslaut geht *g* im ags. und auch im neuags. nach langem vokal und nach consonanten gewöhnlich, seltener nach kurzem vokal in *h* über (Holtzm. 210. Koch § 177), wofür vom neuags. an wie sonst für auslautendes *h* auch *gh* eintritt. Da wir darin jedenfalls wider den bekannten verlust des stimmtones zu sehen haben, so muss auch im inlaut spirans bestanden haben.

Dieselbe verwandlung tritt ein vor *s* und *ð* bei syncope des vokals z. b. *bȳhst*, *bȳhð* aus *būgan*. In schwachen verben wird *g* verwechselt mit dem *j* des suffixes. Es tritt daher einerseits für dieses ein z. b. in *freogan* (amare Holtzm. 212), anderseits geht, wenn die wurzel ursprünglich *g* hat, nicht bloss das *j*, sondern auch das damit verschmolzene *g* verloren z. b. *eavan* *ȳvan* aus *augjan* (Holtzm. 210). Häufig ist der wechsel zwischen *g* und *v*, der ebenso zu beurteilen ist wie im dänischen. Auf der einen seite entsteht im ags. häufig *g* aus *v* (Holtzm. 211) z. b. *græg*, engl. *gray*. Auf der anderen geht im neuags. nicht selten *g* in *v* über, welches dann später vokalisiert wird (Koch § 178). Ganz analog tritt im auslaute statt des *gh* in der aussprache ein *f* ein. Die gewöhnlichste verwandlung des *g* ist, dass es zu *i* vokalisiert wird. Die erste stufe dazu findet sich wol angedeutet in der in den northumbrischen evangelien vorkommenden schreibung *weig* für *weg* u. a. m., bei Lazamon *weige*, *fweiger* etc. Das vorgesetzte *i* bezeichnet wol den übergang in die palatale, auch wol schon halbvokalische spirans, gerade wie im altn. die schreibung *seigja*, von wo aus dann der übergang in den blossen vokal leicht ist. Es findet sich auch in den evangelien und ist bei Lazamon das gewöhnliche, bei dem man statt altem *age* oder *ag* findet *ai*, *æi*, *ei*, *e*. Merkwürdiger weise findet sich gerade die letzte schreibung, nach der das *g* einfach verloren zu sein scheint, häufig schon im altags. (Holtzm. 209). *ig* und *ig* werden natürlich zu *i* zusammengezogen z. b. *stīrāp*, *ālmīhti*. Verschlusslaut wurde im ags. gesprochen wie im altn. nach *n* und in der gemination. Niemals geht nach dem *n* das *g* auslautend in *h* über. Im neuengl. bleibt der verschlusslaut oder es tritt in der aussprache *dsch* ein, welches in deutschen worten immer aus einem verschlusslaute hervorgeht. Für die gemination ist schon die schreibung *cg* beweisend, welche zugleich ein zeugnis für das bedürfnis nach scheidung von dem gewöhnlichen *g* ist. Im neuengl. bleibt wider entweder *g* oder wird *dg* (*dsch*). Nur in den verben *licgan*, *lecgan*, *secgan*, *bycgan* tritt vokalisation ein, aber später als bei dem einfachen *g*; noch im mittengl. ist sie nicht allgemein durchgedrungen. Daher ist sie auch nicht mit der des einfachen lautes auf eine stufe zu stellen. Bei den drei ersten verben kann übrigens die analogie des praeteritums mitgewirkt haben. Der ursprüngliche unter-

schied der aussprache des einfachen und des verdoppelten *g* ist also klar. Ebenso wird auch in den romanischen wörtern das *g* nicht vokalisiert oder ausgestossen, sondern es bleibt vor consonanten und harten vokalen als *g* z. b. *legal*, *tigre*, vor weichen vokalen als *dsch*, wie es schon im franz. gesprochen wurde. Wenn Koch § 179 ausfall des romanischen *g* im engl. behauptet so verlegt er lautübergänge in diese sprache, welche die angeführten wörter schon vor ihrer aufnahme in dieselbe durchgemacht haben. Wir sehen also auch hieraus, dass nicht der verschlusslaut von der vokalisation betroffen wird. In einigen wenigen wörtern hat sich im neuengl. einfaches *g* im auslaut nach vokalen erhalten und wird mit verschluss gesprochen: *whig* (daneben *whey*), *twig*, *egg*, *drag*, *hag*, *crag*, *beg*, *nag* (Koch § 178). Wir werden keinen anstand nehmen in diesen vereinzelt fällen die entstehung des *g* aus der spirans für wahrscheinlich zu halten, zumal da das *g* von ags. *twig* und *äg* erst aus *j* hervorgegangen ist. Uebergänge der auslautenden spirans in den verschlusslaut lassen sich auch sonst im neuengl. nachweisen. Aus ags. *eolh* wird *elc*; *gh*, welches aus ags. *h* hervorgegangen ist und im altengl. sicher die harte gutturale spirans bezeichnende, wird *k* gesprochen in *lough* (see), *shough* (pudel) und *hough* (kniekehle); in letzterem worte schwankt die aussprache, indem daneben mit dem bekannten wechsel des organs *f* gesprochen wird. In *hiccough* (schucken) hat dieser wechsel durchaus stattgefunden und ist dann das *f* meistens in der aussprache in *p* übergegangen, so dass nun auch daneben *hiccup* geschrieben wird. Alles diess sind vollkommen unanfechtbare lautübergänge, nach deren analogie wir auch die auslautenden *g* zu beurteilen berechtigt sind.

Auch im anlaut muss *g* im ags. zum teil als spirant gesprochen sein. Dafür spricht schon die gerade hier häufige verwendung des zeichens *g* für *j* vor hellen vokalen, welche in manchen wörtern ausnahmslos statt hat. Vor harten wird *ge* für *j* geschrieben. Das *e* dient also dazu anzudeuten, dass *g* als spirans zu sprechen ist. Wir werden ihm daher dieselbe bedeutung zuschreiben, wenn es vor *a* hinter altem *g* geschrieben wird auch in fällen, wo nach den sonstigen lautgesetzen kein *ea* eintritt z. b. *geat*, *geäton*. Auch dient ja vollkommen analog die schreibung *sce* zur bezeichnung des reibelautes. Im neuags.

werden viele wörter im anlaut mit *z* geschrieben. Die partikel *ge* vokalisiert sich sogar zu *i*, welches im neuengl. mit wenigen ausnahmen ganz abfällt. Aber im neuengl. haben nur ein paar wörter *y*, alle übrigen mit verschluss gebildetes *g*. Diese tatsachen nötigen uns anzunehmen, dass diess *g* mindestens zum teil erst aus dem reibelaut entstanden ist, den wir, soweit unsere quellen zurückreichen, als das älteste ansetzen müssen.

Im niederdeutschen und einem teile des mitteldeutschen wird heute ausser nach *n* im inlaut tönender, im auslaut tonloser spirant gesprochen. Für das alter dieser aussprache lassen sich schon aus den ältesten quellen bewaise beibringen. Im Heliand findet sich auslautend öfter *h* geschrieben wie im ags. (Holtzm. 150), woneben das einmalige *ôdoc* im Mon. nicht sehr in betracht kommen kann. In der Essener rolle findet sich *ahtodoch*, *viftech*. Sonst bleibt allerdings *g* in den ältesten denkmalen, wol aus demselben grunde wie im gotischen. Umgekehrt findet sich *g* für auslautendes *h* im Hel. in *noh* wie häufig in späteren nieder- und mitteldeutschen quellen, nur erklärlich dadurch, dass *g* als spirans, und zwar im auslaut als tonlose spirans gesprochen wurde. Ferner fällt *g* in dem suffix *ig* im Cott. öfter ab wie das *h* und tritt umgekehrt an auslautendes *i* an wie *gibithig*. Schreibungen wie *toiu* statt *togiu* im Mon. und *boi* statt *bogi* in gl. Arg. sind gewis eben so aufzufassen wie die von uns besprochenen analogen fälle im an. und ags. (*teyja* für *teygja* etc.). Verwandlung des *n* in *g* findet sich wenigstens in *niguni*. Vollkommen klar ist das verhältnis in jüngerer zeit. In den altfriesischen rechtsquellen ist der übergang von auslautendem *g* in *ch* durch die schrift fast durchgängig bezeichnet. Im inlaut spricht die häufige vokalisierung für die spirantische aussprache. Dagegen tritt in der gemination und nach *n* palatalisierung resp. dentalisierung ein wie im anlaut, welche den verschlusslaut voraussetzt. Im mnd. mnl. und mittelfränkischen ist ebenfalls *ch* im auslaut und im inlaut vor harten consonanten die gewöhnliche schreibung und die reime beweisen das zusammenfallen mit got. *h* und in dem letztgenannten dialekte auch mit got. *k* nach vokalen. Oft wird *g* geschrieben, aber eben so gut auch für got. *h*. Auch in das südfränkische und hessische hinein reicht die verwandelung des auslautenden *g* in *ch* z. b. bei Herbort und in Hartmanns Credo,

während z. b. in der Elisabeth häufig *c* im auslaute geschrieben wird und keine reime auf *ch* sich finden. Für das mnd. ist noch die schreibung *gh* zu beachten, die auch sonst vorkommt und doch wol analog dem *ch* die spirans bezeichnen soll. Allerdings wird auch *ngh* und *ggh* geschrieben, während in diesen verbindungen nach analogie der übrigen dialekte der verschlusslaut erwartet wird und auch im auslaut *nc*, nicht *nch* eintritt. Auch in der heutigen aussprache des niederdeutschen bleibt *ng*, resp. gutturaler nasal und im auslaut *nk*; *gg* ist zu *kk* verschoben, nur in schwachen verben, wo die verdoppelung durch ein *j* bewirkt war, ist wider die spirans eingetreten: *lejen*, *sejen*.

Auch im anlaut lassen sich von alter zeit her spuren spirantischer aussprache erkennen. Aus dem Heliand lässt sich allerdings nichts weiter dafür anführen, ausser dass *g* vor hellen und *gi* vor dunkeln vokalen für *j* gebraucht wird. Aber in der übersetzung der predigt des Beda findet sich *jegivan*, in den Merseb. gl. *jernihed*. Im afries. ist *j* für *g* vor *e* nicht selten; ja die vorsilbe *ge* wird zu *e* oder *i* zusammengezogen, wofür sich auch ein beispiel in den Mers. gl. findet. Noch in ein paar andern wörtern fällt *g* im afries. ab (*unge*, *ungath*, *iuth*). Heute ist im niederdeutschen überall die partikel *ge* zu einem schwachen *e* geworden oder ganz abgefallen. Im mnl. wird auch im anlaut vor hellen vokalen *gh* geschrieben. Eine spur, dass vor ursprünglich harten vokalen reibelaut gesprochen wäre wie im ags. finde ich nicht, doch lässt sich auch das gegenteil nicht erweisen. Heute unterscheiden sich die niederdeutschen mundarten in der aussprache des anlautenden *g*. Es stehen neben einander verschlusslaut, gutturaler und palataler spirant, so dass wol der erste das häufigste, der zweite das seltenste ist. Von dem palatalen spiranten ist es klar, dass er erst aus dem gutturalen entstanden sein muss; aber ob dieser oder der verschlusslaut altertümlicher ist, wird schwer zu entscheiden sein.

Für das hochdeutsche gilt dasselbe, was bei den labialen bemerkt ist. Wo wir im in- und auslaut den verschlusslaut finden, kann er nach einem gesetze, das notwendig einmal wirksam gewesen sein muss, aus der spirans entstanden sein. Aber auch in Oberdeutschland stossen wir auf den spiranten.

Allerdings findet sich besonders in den ältesten quellen *k*. Aber im ganzen überwiegt *g* bedeutend im inlaute auch in denkmälern, die im anlaut in der regel *k* haben. Im auslaut erscheint schon von frühester zeit *ch* neben *g* und *c* oder *k*. In vielen mhd. handschriften erscheint es fast regelmässig. Reime auf *ch* = got. *h* oder *k* sind nicht gerade häufig, kommen aber auch bei guten dichtern wie Hartmann von Aue vor. Ich habe (mhd. schriftspr., p. 26.) die ansicht ausgesprochen, dass diess oberdeutsche *ch* ganz anders aufzufassen sei, als das niederdeutsche und durch eine doppelte verschiebung zu erklären. Ich trage jetzt bedenken daran festzuhalten, da auch andere gründe dafür sprechen, dass inlautendes *g* mindestens in bestimmten teilen von Oberdeutschland als spirans gesprochen wurde, so dass ihm also *ch* dem auslautgesetze gemäss unmittelbar entsprach. Allerdings sind zwei bedenken dabei einmal dass oft auch *nch* geschrieben wird, während *g* nach *n* sicher explosivlaut war, und dann, dass dies *ch* gerade in gegenden zu herrschen scheint, welche in der verschiebung am weitesten gehen, während in einem grossen teile von Mitteldeutschland *c* neben *g* in der schreibung überwiegt und in den reimen keine vermischung mit *ch*, wol aber mit *k* = got. *k* vorkommt. Für inlautenden spiranten spricht sonst noch folgendes: Häufig wird *g* für *j* geschrieben und dieses *g* reimt nicht selten auf echtes *g* (Weinh. al. gram. 215. bair. gram. 178). Es bleibt uns nur die wahl zwischen zwei möglichen annahmen. Entweder wurde das *g* wie *j* gesprochen, oder *j* ist in *g* übergegangen. Ist letzteres der fall, so haben wir wider einen beweis für den übergang der spirans in den verschlusslaut. Wir sind hier in einer ähnlichen ungewisheit wie bei *b* und *v*. Im allgemeinen scheint mir die erstere annahme das wahrscheinlichere. Aber zum teil mag auch übergang des *j* in *g* erfolgt sein, namentlich nach *r*, wo das *g* auch in der neuhochdeutschen schriftsprache sich findet. Auch im anlaut findet sich in neueren mundarten *g* für *j*, z. b. in der Oberpfalz und im Voigtlande. Vokalisierung des *g* ist auch in Oberdeutschland häufig, besonders vor *t* (gramm. I²426). Wenn *age*, *ege* zu *ei* werden, so kann das wol nicht so aufgefasst werden, dass das *g* ausgestossen und dann *a-e* oder *e-e* zu *ei* zusammengezogen wäre. Wir müsten dann wenigstens überall *i* statt des stummen *e* haben. Nun

aber ist das *e* nur in der kleineren anzahl der fälle aus *i* geschwächt und die zusammenziehung ist auch erst eingetreten nachdem die schwächung erfolgt ist. Das *i* des diphthongs ist vielmehr aus dem zunächst zu *j* gewordenen *g* entstanden. Viel weiter in diesen zusammenziehungen, ähnlich wie das englische und friesische gehen die östlichen mitteldeutschen mundarten vgl. Weinh. schles. mundarten 47. 64. Im schlesischen findet sich z. b. auch *moi* für *mag*, wo an eine zusammenziehung aus *a-e* gar nicht zu denken ist. Uebergang von *w* in *g*, zum teil durch den reim bestätigt, findet sich besonders im elsässischen (alem. gr. 216). Ueber das vorkommen desselben in Mitteldeutschland vgl. Rückert a. a. o. 57. und Pfeiffer, Jerosch. L. XVII.

Heute wird die spirans gesprochen im Elsass, in Niederschwaben, der Oberpfalz, Niederösterreich und teilen von Tyrol. Es scheint also, dass sie im verhältnis zum mhd., wo sie im auslaut so überaus häufig durch *ch* bezeichnet wird, an umfang eingebüsst hat. In Mitteldeutschland überwiegt sie. Es ist mir unmöglich ihre verbreitung genau anzugeben. In Schlesien und dem grösseren östlichen und südlichen teile von Obersachsen wird verschlusslaut gesprochen, im inlaut tönender, im auslaut nach den mir etwas zweifelhaft erscheinenden angaben von Weinhold und Rückert in Schlesien wenigstens nach langem vokal gleichfalls tönender, in Sachsen tonloser. Ausgenommen ist davon die endung *-igh* und *sontigh*, *montigh*, *herbrigh*. Dass auch hier der verschlusslaut jünger ist, wird dadurch wahrscheinlich, dass derselbe im schlesischen auch aus altem *h* entsteht, z. b. *flog* (fugit), *sag* (vidit), *sickt*, *erwackt*, *versmacket*, formen die schon bei Opitz und Gryphius vorkommen (Weinh. schles. mundarten 84. 86). Aus dem angrenzenden obersächsischen gebiete kenne ich *sak*. Auch weist der dem abfall des *h* analoge abfall des *g* in anderen wörtern (Weinh. 84.) und die gerade hier häufige vokalisierung des *g* auf ältere spirantische aussprache hin.

Mit der betrachtung der dentalen betreten wir das am meisten streitige gebiet. Ich führe zunächst zwei punkte an, welche entscheidend dafür sind, dass *þ* in der ältesten zeit, bis zu der wir zurückgehen können, die gewöhnlich geläugnete geltung einer spirans hatte. Erstens entsteht in einigen wör-

tern aus älterem *p* eine andere spirans. So *h* in got. *maþl*, *maþljan*, ags. *māðel*, *māðelian*, ahd. *maðul* in eigennamen = ahd. *mahal*, *mahaljan*, as. *mahal*, *mahlian*, an. mit regelrechtem ausfall des *h* und kontraktion *māl*, *mæla*. Mehr beispiele gibt es für den übergang in *f*: got. *þliuhan* = ahd. as. *fliohan*, ags. *fleon*, an. *flýja*; got. *þlaihan* = ahd. *flêhan*, *flêhôn*, as. *giflîhian* (*giflîhid* Hel. 1460); ahd. *dinstar*, md. *dinster*, as. *thiustri* (mit vokalisierung des nasalklanges), ags. *peostri*, *pýstre* = ahd. *finstar*; got. *aipþau*, ahd. *eddo*, *odo*, ags. *oððe* = as. *efða*, *efðo*, fries. *ieftha*;*) an. *þengill*, ags. *þengel* = ags. *fengel*; im an. gehen neben einander *þili* und *fiöl*. Wie liesse sich das erklären, wenn *p* aspirata oder auch affricata gewesen wäre? Wir haben vielmehr in diesen übergängen wider beispiele des wechsels der spiranten unter einander. Zu vergleichen ist damit der übergang des *h* in *f*, der gleichfalls in alter zeit stattgefunden hat (vgl. J. Schmidt, z. indogerm. vokalismus s. 53.) und im englischen (Koch 182), und der im niederdeutschen häufige umgekehrte des *f* vor *t* in *ch*. Ueber den wechsel der tönenden spiranten ist oben s. 175 f. gesprochen. Die wandlung von dentalem *s* (*s*⁴ nach Brücke), als welches wir *p* auffassen, ist bekanntlich einer der leichtesten lautübergänge, den man sich denken kann. Man braucht nur die zunge und die beim *s*⁴ vorgeschobene unterlippe etwas zurückzuziehen, so dass die letztere der obern zahnreihe genähert wird. Bekannt ist ja auch das vorkommen dieses überganges im lateinischen und russischen. Wenn auch im äolischen *θ* in *φ* übergeht, so muss man wol daraus schliessen, dass in diesem dialekt die aspiranten bereits zu spiranten geworden waren.

Der zweite punkt, den ich meine, ist folgendes: Im alts. und ags., auch im an. zum teil, schwindet vor *p*, das dann auch zu *ð* erweicht erscheint, der nasal z. b. alts. *ôðar* aus got. *anþar*. Dieser schwund des nasales tritt sonst noch ein vor *s* und *f*; vor *h* ist er bereits in einer früheren periode in allen germanischen dialekten eingetreten. Nirgends zeigt er sich vor verschlusslauten. Wir werden daher auch *p* nicht zu den letzteren rechnen, und es ergibt sich dann die einfache regel: der nasal schwindet vor den harten spiranten.

*) Oder ist vielleicht letzteres die ältere form?

Diese beiden argumente, das verhältnis im gotischen, die analogie der beiden andern consonantenreihen müssen uns für die beurteilung der entwicklung des *p* massgebend sein. Im an. sind im anlaut *d* und *p* in gleicher weise geschieden wie im got. Inlautend sind sie nur nach *l* und *n* geschieden: got. *lp*, *np* = an *ll*, *nn*; got *ld*, *nd* = an. *lð*, *nð* oder *ld*, *nd*. In jeder andern stellung sind sie zusammengefallen: in der gemination steht *dd*; sonst steht in den ältesten handschriften *p*, wofür später *ð* eintritt, welches selten auch im anlaut geschrieben wird. Wir sehen, das ursprüngliche verhältnis ist ganz so wie bei den labialen und die grösste wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, dass es gerade so aufgefasst werden muss. Der hauptgrund, weswegen man sich dagegen sträubt, ist, dass im schwedischen, dänischen und fäeröischen anlautend für *p* der explosivlaut steht, im schwedischen und bei vielen consonantenverbindungen in allen neunordischen sprachen, ja selbst im jüngeren an. auch inlautend. Dazu kommt der im inlaut sehr seltene, im auslaut häufigere wechsel von *ð* und *t* (Gislason 118, 4. 5). Man nimmt daher an, dass ursprünglich noch aspirata gesprochen sei, die anlautend nur im isländischen zur spirans geworden, während in den andern sprachen der hauch abgefallen sei. Ich will einstweilen davon absehen, ob wirklich bei dieser auffassung die entstehung der neunordischen *t* und *d* aus *p* vom physiologischen standpunkte aus begreiflicher wird. Aber wie erklärt man sich das zusammenfallen mit got. *d*? Wir können doch nicht dem in ältester zeit gleichmässig geschriebenen *p* eine so ganz verschiedene geltung zuschreiben, dass es bald einen doppelaut, die aspirata, bald einfache spirans oder etwa tönenden verschlusslaut bezeichnet hätte? Und wie hätte aus der got. media, mag man sie nun als spirans oder als verschlusslaut auffassen, im in- und auslaut aspirata werden sollen, um später wider zu tönendem reibe- oder verschlusslaut zu werden? Die auslautenden *t* für *ð*, woneben umgekehrt *ð* für *t* vorkommt, beruhen wol darauf, dass das auslautende *t* schon wie im neuisländischen zur spirans geworden war. Die paar fälle im inlaut können verschreibungen sein; wenn sie einen lautlichen grund haben, so können sie nur ein anzeichen sein, dass die ursprüngliche spirans sich bisweilen dem explosivlaute näherte. Auf der andern seite findet sich

auch *z* für *ð*. Ferner geht in einigen seltenen fällen *ð* wie *s* in *r* über, z. b. *bar* (orabat) und namentlich in der 2. pers. pl. (Gislason 118, 6), weshalb Gislason mit grosser wahrscheinlichkeit vermutet, dass auch in der 3. pers. sing. das *r* auf dieselbe weise zu erklären sei. Spuren dieses überganges finden sich auch im neuisländischen (ib. anm.). Wie ferner *f* aus *þ* entsteht, so umgekehrt *þ* (*ð*) aus *f* in *fiðrildi* aus *fifriðdi* und *þjosir* für älteres *fjosir*. Ebenso haben wir den bekannten spirantenwechsel darin zu sehen, wenn zuweilen *g* zu *ð* oder *ð* zu *g* wird (Gislason 118, 2). Die erweichung im in- und auslaut war bei aspiraten nicht möglich; sie beruht vielmehr auf der allgemeinen neigung der spiranten dazu wie die des *f* und *h*. Die erweichung ist schon vor der zeit, aus der wir überlieferungen haben, vor sich gegangen, wiewol sie durch die schrift nicht bezeichnet wird. Das geht daraus hervor, dass *þþ* zu *dd* geworden ist und dass in consonantenverbindungen frühzeitig *d* für *þ* eintritt. Daher ist es auch so wenig wie bei den labialen nötig eine verhärtung der gotischen media anzunehmen. Diese verhältnisse sind meiner ansicht nach so klar, dass wir uns entschliessen müssen da, wo der verschlusslaut erscheint, anzunehmen, dass er aus der spirans entstanden ist. Diese entstehung können wir im inlaut in den an. denkmälern verfolgen. In den ältesten quellen kommt nach *n* und *l* noch *ð* (*þ*) vor, nach *m* ist es die regel; bald wird *d* herrschend; ebenso nach *mb*, *lf*, *lg*, *ng*. Nach *p*, *k*, *s* steht *t*, aber in den älteren denkmälern nach *p* und *k* gewöhnlich, nach *s* wenigstens noch in runeninschriften *ð* (*þ*). Es ist hier zugleich verhärtung eingetreten durch assimilation an den vorhergehenden consonanten nach ausstossung des ursprünglich dazwischen stehenden vokales. Ebenso wie inlautendes *þ* oder *ð* wird das des enklitischen *þu* behandelt. Auch vor *t* wird *ð* zu *t*, was um so weniger gegen ursprünglich spirantische aussprache beweisen kann, weil *tt* auch aus *st* entsteht und ebenso *dd* aus *zd*. Wenn nun in den neueren sprachen auch im anlaut die spirans in den explosivlaut übertritt, so ist das dem inlaut vollkommen analog. Wir können auch in anderen fällen bemerken, dass anlautende consonanten gerade so behandelt werden wie inlautende nach anderen consonanten. Im färöeischen tritt überall *t* ein, im schwedischen und dänischen im pron. der 2. pers.

und im artikel nebst den ableitungen davon, *d*, sonst *t*. Da auch gerade in diesen wörtern im an. am öftesten *ð* geschrieben wird und das englische dazu stimmt, so wird die erweichung in den dem dän. und schwed. zu grunde liegenden dialekten alt sein, während sie im færoëischen und isl. nicht eintrat.

Während im nordischen got. *þ* und *d* im in- und auslaute zusammengefallen sind, sind sie in den ältesten quellen der südgermanischen dialekte geschieden, indem ersterem *þ* oder *ð*, letzterem *d*, hochdeutsch zu *t* verschoben, entspricht. Wir müssen nach der analogie der beiden anderen consonantenreihen und gemäss dem von uns erkannten lautwert des gotischen annehmen, dass dieses ohne zweifel mit verschluss gesprochenes *d* erst aus der spirans verschoben ist. Der unterschied von der entwicklung der labialen und gutturalen besteht nur darin, dass bei diesen die verschiebung zum verschlusslaut auf ein kleineres gebiet eingeschränkt ist. Ein teil der *d* war schon im got. aus *þ* entstanden, im südgermanischen hat sich die anzahl derselben bedeutend vermehrt. In diesen fällen muss erweichung des *þ* eingetreten sein, bevor die verschiebung zum verschlusslaute erfolgte. Trat sie später ein, so blieb zunächst der reibelaut. Wie bei den labialen und gutturalen finden sich einzelne abweichungen der dialekte unter einander, grammatischer wechsel, schwankungen in einem und demselben dialekt. Nur im got. ist erweichung eingetreten in *skaidan* as. *scêthan*, ahd. *sceidan*. Ob im an. einzelne *þ* früher tönend geworden sind, ehe die allgemeine erweichung eintrat, lässt sich nicht entscheiden ausser bei den verbindungen *nþ* und *lþ*. Letzteres ist im südgermanischen durchweg zu *ld* geworden, während es im an. als *ll* von *ld* geschieden ist. Nur *aldr*, *öld* ist abweichend von got. *alþeis*, daneben aber steht noch *elli*. *nþ* und *nd* bleiben auch im südgermanischen geschieden, indem von ersterem im as. und ags. der nasal schwindet; doch schwankt es nach *nd* und ein solches schwanken findet auch im an. statt in *finna* und *finda*. *þþ*, welches im an. allgemein zu *dd* wird, bleibt im ags., abweichend auch von der analogie der labialen und gutturalen, *þþ* oder *ðð*; ebenso im as. in *ettha*; verdoppelung durch folgendes *j* tritt im as. nicht ein; in *queddan* ist wol schon vor der verdoppelung *d* eingetreten wie in *quidi*.

Betrachten wir nun die entwicklung der zunächst nicht zum verschlusslaut verschobenen *þ* und *ð*. Im ags. werden beide zeichen unterschiedslos gebraucht, im nags. kommt *ð* allmählich ausser gebrauch, im mengl. tritt allgemein *th* ein. Der gebrauch des zeichens *ð* weist auf das vorhandensein tönender aussprache hin, wenn auch die schreiber den unterschied nicht richtig durchzuführen vermochten. Dass dieselbe im inlaut im ags. wie im neuengl. allgemein war, zeigt besonders der häufige wechsel mit *d*, das sowol für *ð* eintritt, als umgekehrt dieses für *d*. In letzterem fälle könnte man die *ð* zum teil als unverschobene reste der alten spirans ansehen; aber sie treten auch in lateinischen wörtern für *d* ein und in einigen wörtern entsteht erst im neuengl. *th* aus *d*, so dass das vorkommen der verwandlung des verschlusslautes in die spirans keinem zweifel unterliegt. Als beweis dafür, dass die erweichung schon in alter zeit stattgefunden haben muss, lässt sich auch noch anführen, dass dieselbe in den lehnwörtern aus dem griechischen nicht eintritt, weil die neigung dazu vorüber war. Im anlaut kennt die heutige schriftsprache die erweichung nur in den nominalstämmen. Da aber in vielen mundarten *th* in *d* übergeht, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass schon in alter zeit auch in anderen wörtern das *þ* zum teil tönend geworden war.

In der heutigen aussprache auch der gebildeten klingt *th* sehr oft nicht mehr als reine spirans. Wir dürfen darin nicht mit R. v. Raumer etwas altertümliches sehen, als ob das *th* jetzt erst im begriff wäre vollständig zur spirans zu werden, sondern die sache ist gerade umgekehrt: die spirans ist im begriff in den verschlusslaut überzugehen. Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, dass jene das ursprüngliche war, und es ist kaum noch nötig auf einige lautübergänge der ältern sprache aufmerksam zu machen, die für sie sprechen. Im nags. geht *h* vor *t* öfter in *þ* über (Koch 181), wofür sich auch *z* geschrieben findet z. b. *dozter* (Koch 171), also wider der wechsel der spiranten. Ferner geht *þ* in der 2. pers. sing., mitunter auch im pl. praes. in *s* über; der anfang dazu findet sich bereits in den northumbrischen evangelien (Koch, flexionslehre 57). Das wichtigste argument aber ist wider der eintritt der erweichung. Jetzt gibt es wol in dem grösseren teile von England kein anlautendes *th* mehr. Sowol in Schottland als in den südlichen

dialekten wird dentales *d* gesprochen, durch die artikulationsstelle von dem alten cacuminalen *d* geschieden. Dass diess erst in neuerer zeit entstanden ist, beweist die ältere schrift. Die aussprache der gebildeten Engländer ist die übergangsstufe dazu. Wie haben wir nun diese zu definieren? Nach R. v. Raumer und Scherer schwankte die aussprache zwischen spirans, verschlusslaut und affricata. Ich muss mich gegen dieselben auf das zeugnis meines freundes Eduard Sievers berufen, der bei einem mehrmaligen längeren aufenthalt in England der aussprache die sorgfältigste aufmerksamkeit geschenkt hat, und dessen scharfe beobachtungsgabe in lautphysiologischen dingen ich reichlich bewährt gefunden habe. Nach ihm kann von einem doppelamente nicht die rede sein. Vielmehr besteht die zwischensstufe darin, dass die organe einander fast bis zu völligem verschluss genähert werden, und dass der laut möglichst kurz gesprochen wird, was in direktem widerspruch mit der natur eines doppelamentes steht, der gerade eine verlängerung sein würde. Das ist gewissermassen eine mitte zwischen verschlusslaut und spirans, die leicht nach der einen, wie nach der andern hinüberschwankt, aber keine verbindung von beiden.

In derselben weise wie im englischen, haben wir auch im hoch- und niederdeutschen den übergang des *th* in *d* aufzufassen, nur dass die entwicklung hier rascher vor sich gegangen und weiter vorgedrungen ist. Dass schon im Heliand im inlaut erweichung eingetreten ist, erkennen wir daraus, dass überwiegend *ð* geschrieben wird, was dann auch mit *d* wechselt gerade wie im ags., so dass auch hier bald das eine, bald das andere als älter aufzufassen ist. Für das alter der erweichung im fries., wo *ð* unbekannt ist und nur *th* geschrieben wird, sprechen die *d* für *th* in der lex Frisionum, die wol wie die gotischen aufzufassen sind. Im oberdeutschen und fränkischen zeigen schon die ältesten denkmäler die erweichung auch im anlaut. Isidor hat *dh*. Die ältesten alemannischen quellen haben zwar *th*; da aber daneben *d* schon überwiegt, so können wir darin nur eine unvollkommene lautbezeichnung sehen, ebenso in dem *th* der jüngeren fränkischen quellen, das nicht erst wider verhärtet sein kann und das auch unmittelbar in *d* übergeht, ohne dass eine andere lautbezeichnung dazwischen läge. Für den Heliand ist es wahrscheinlich, wenn auch nicht zweifellos,

dass der anlaut noch nicht von der erweichung ergriffen ist, da hier *th* durchsteht, während doch das zeichen *ð* bekannt ist. Zweifelhaft kann es auch sein, ob der auslaut mit stimmton gesprochen wurde oder nicht. Doch spricht die sonstige analogie für das letztere, und die *ð* können hier eben so wenig tönende qualität beweisen wie die *b*. Als entscheidend für an- und auslaut zu gunsten der tonlosigkeit können wir es vielleicht betrachten, dass bei dem zusammenstoss eines auslautenden und eines anlautenden dentals *th* zuweilen in *t* übergeht, so *quatthat*, *quattiu*, *anttat* aus *quath that*, *quath thiu*, and *that*, wider ein beispiel von der abneigung gegen spiranten in consonantenverbindungen. Ueber die zeit, in welcher der übergang zum verschlusslaute erfolgte vgl. Braune in diesem hefte s. 53 ff. Inlautend besteht auch heute die spirans, vielleicht von ältester zeit erhalten, in Holstein.

Ich habe mit möglichster vollständigkeit zusammenzustellen gesucht, was für natur und entwicklung der fraglichen laute in den verschiedenen dialekten von wichtigkeit ist. Vielleicht bin ich zu ausführlich darin gewesen, da die meisten der von mir vorgebrachten tatsachen auch schon sonst allgemein bekannt sind. Da ich aber weiss, wie sehr man sich vielfach gegen die anerkennung gewisser lautübergänge sträubt, so schien es mir nötig dieselben so sicher als möglich zu begründen. Vor allem kam es mir darauf an durch eine zusammenhängende darstellung aller in betracht kommenden einzelheiten die übereinstimmung in denselben klar hervortreten zu lassen. Diese zusammenfassende und vergleichende betrachtung muss unser urteil bestimmen, wo die bei den einzelheiten stehenbleibende untersuchung hie und da noch zweifel zurücklässt. Ueberblicken wir die gewonnenen resultate, so ergibt sich als urgermanischer lautstand folgendes: Die indogermanischen *tenuis* sind zu tonlosen spiranten geworden *h*, *p*, *f*. Die indogermanischen aspiraten sind inlautend zu tönenden spiranten geworden; nur nach nasalen erscheinen sie, soweit wir sie zurückverfolgen können, als tönende verschlusslaute. Diese ausnahme begreift sich leicht; denn da die nasale durch verschluss des mundcavals gebildet werden, so schliesst sich daran ein explosivlaut leichter an, als ein reibelaut, zu dem erst, bevor er gebildet werden kann, der verschluss gelockert werden muss. Ebenso

zeigt sich im anlaut von alter zeit an tönender verschlusslaut. Jedoch muss im ältesten niederdeutschen und angelsächsischen wenigstens zum teil gutturale spirans bestanden haben. Es ist ferner nicht ganz sicher, ob schon zur zeit des Ulfilas *b, g, d* im anlaut wirkliche verschlusslaute waren oder zwischen verschlusslaut und spirans schwankten. Das ist der boden, auf dem die weitere entwicklung ruht.

Es zeigt sich nun, dass eine zwiefache bewegung der ursprünglichen indogermanischen verschlusslaute zum teil zwischen die erste, die gemeingermanische und die zweite, die spezifisch hochdeutsche verschiebung,*) zum teil in die letztere hinein und nach ihr fällt, die erweichung der aus indogermanischer tenuis entstandenen spiranten, besonders im inlaut, und der übergang der tönenden, in einem falle auch der tonlosen spiranten in verschlusslaute. Was die erstere betrifft, so beginnt sie vor der auf uns gekommenen überlieferung und tritt zunächst sporadisch auf, zum grösseren teil übereinstimmend in den verschiedenen dialekten, was aber eine reihe von einzelnen abweichungen nicht ausschliesst. Das verhältnis ist sehr ähnlich wie bei dem übergange von *a* zu *e* in den verschiedenen europäischen sprachen. Bei dem weiterumsichgreifen der erweichung scheiden sich die dialekte etwas mehr, so dass aber doch die entwicklung in den einzelnen sehr analog ist. *f* wird inlautend allgemein tönend ausser im hochdeutschen und einem teile des mitteldeutschen, wo sich einige tonlose *f* erhalten, im nordischen auch auslautend. Der übergang des *h* zu *g* bleibt sporadisch, jedenfalls nur deshalb, weil das *h* sehr früh zum blossen hauch wurde, welcher durch den stimmton nur zum spiritus lenis werden konnte. Wir haben daher das schwinden des *h* im inlaut zwischen vokalen, welches ausser im oberdeutschen

*) Die namen „erste und zweite verschiebung“ wären vielleicht besser ganz zu vermeiden; sie haben wenigstens nur einen praktischen wert. In wirklichkeit sind nicht die sogenannten beiden verschiebungen je ein aus dem kreise aller übrigen lautveränderungen heraustretendes ganze, sondern sie bilden mit den von uns besprochenen vorgängen, von denen man einen teil zur zweiten verschiebung zu rechnen pflegt, und mit andern erst später eintretenden veränderungen eine reihe von vielen einzelnen lautwandelungen, die sich von der ältesten zeit bis auf die neueste nach einander und meist ohne beziehung zu einander vollziehen.

allgemein erfolgt, wol als eine analoge erscheinung anzusehen. Die erweichung des *p* ist inlautend allgemein (im nordischen und englischen findet sie auch auslautend statt), erstreckt sich aber in Deutschland durchgängig, in England und Skandinavien partiell auch über den anlaut. Die neigung zur erweichung ist also bei den dentalen am stärksten, aber die behandlung ist keine grundverschiedene. Unsere auffassung erhält dadurch noch eine schlagende bestätigung, dass sich in völlig analoger weise wie die erst auf germanischem boden entstandenen spiranten, auch die einzige indogermanische tonlose spirans *s* entwickelt. Auch hier ist die erweichung zuerst sporadisch, im got. durch *z* bezeichnet, und die in ältester zeit erweichten *s* gehen in *r* über, ebenfalls im ganzen übereinstimmend, aber doch mit mannigfachen abweichungen in den einzelnen dialekten. Nach der periode des rotacismus geht dann die erweichung weiter, wird im anlaut ausser in Oberdeutschland allgemein, ausgenommen in der gemination und in verbindung mit tonlosen consonanten, und ergreift im niederdeutschen und einem teile des mitteldeutschen, auch in englischen dialekten selbst den anlaut. Der letztere umstand ist besonders wichtig in rücksicht auf die erweichung des *p*. Englische dialekte kennen auch die erweichung des *f* im anlaut. Bei allen harten spiranten zeigt sich also dieselbe tendenz. Die vollkommenste analogie dazu findet sich im lateinischen. Ascoli (Vergleichende lautlehre 171. ff.) hat meiner ansicht nach überzeugend nachgewiesen, dass die lateinischen inlautenden medien = indogermanischen aspiraten aus den ursprünglich wie im griechischen verhärteten und dann zu tonlosen spiranten gewordenen aspiraten erweicht sind. Unsere auffassung der deutschen und Ascolis der lateinischen lautwandelungen stützen sich gegenseitig. Ebenso werden im altirischen die aus indogermanischer tenuis entstandenen sogenannten aspiraten, die aber sicher als spiranten aufzufassen sind, inlautend erweicht; daher das schwanken in der schreibung zwischen aspirata und media. Wir haben hier also noch eine genauere übereinstimmung mit dem deutschen.

Die zweite bewegung, der übergang in den verschlusslaut, hat statt sowol bei den aus den medienaspiraten entstandenen, von anfang an tönenden spiranten, als bei den aus den ton-

losen erweichten und den ursprünglichen indogermanischen weichen spiranten (*j* und *n*), nur in verschiedener ausdehnung. Am regelmässigsten und fast durchgängig tritt sie ein nach nasalen und in der gemination, dann unter dem einflusse anderer vorhergehender, zum teil auch unter dem folgender consonanten. Aber auch ohne einen solchen einfluss erfolgt sie zwischen vokalén, ziemlich allgemein im oberdeutschen, bei den dentalen auch im niederdeutschen und (wenigstens bei den ursprünglich tönenden oder in ältester zeit tönend gewordenen) angelsächsischen, bei den gutturalen auch im schwedischen, vereinzelt noch sonst. Bei den dentalen geht also auch diese bewegung am weitesten und ergreift selbst den anlaut, da auch dieser von der erweichung betroffen wird. Darin liegt indessen kein wesentlicher unterschied. Eine grössere abweichung besteht darin, dass im dänischen und schwedischen der hart gebliebene spirant *p* gleichfalls zum verschlusslaut wird, was bei dem gutturalen und labialen spiranten nicht möglich war, weil *h* zum blossen hauch, *f* labiodental geworden war. Wol findet hie und da auch eine entgegengesetzte bewegung statt. So geht im dänischen die aus der tenuis erweichte media in die spirans über. Im ags. und engl., sowie im alts. finden sich schwankungen des *d* nach *ð* und *th*. Aber der allgemeine zug ist vom reibelaut zum verschlusslaut, und ersterer wird, so lange nicht das gegenteil erwiesen ist, immer zunächst für älter gelten müssen. Widerum ist die entwicklung im lateinischen analog: die inlautend erweichten spiranten werden zu tönenden verschlusslauten.

Ganz sichere beispiele vom übergang des dentalen spiranten in den verschlusslaut haben wir im persischen, wo *z* = skr. *h* zu *d* wird. Wenn in neugriechischen dialekten *θ* zu *τ*, *χ* zu *κ* wird (vgl. Mullach, Grammatik der griechischen vulgärsprache s. 28. 89. 94. Curtius, Grundz. 3. s. 386. Ascoli, Vergleichende lautlehre s. 161 ff.), so ist es im höchsten grade unwahrscheinlich, dass in diesen fällen die aspirata ganz abweichend von der sonstigen entwicklung niemals zur spirans geworden sein, sondern nur den hauch eingeblüsst haben sollte. Vielmehr werden wir uns den vorgang zu denken haben wie im schwedischen und dänischen. Den übergang in den verschlusslaut haben wir uns wol überall so vorzustellen, wie ihn uns die heutige

aussprache des englischen *th* lehrt und wie er bei besprechung desselben erörtert ist. Auch im neugriechischen soll die aussprache des *θ* zwischen reibe- und verschlusslaut schwanken. Auch hier wird es falsch sein, wenn man es für einen doppel-laut erklärt, oder wenn man meint, dass diese aussprache altertümlich sei und der laut erst im begriff in die blossen spirans überzugehen. Vielmehr ist er im übergange aus der spirans in den verschlusslaut begriffen und teilweise ist dieser übergang schon vollzogen.

Im anlaut haben, soweit unsere zeugnisse zurückgehen, die den indogermanischen medienaspiraten entsprechenden laute eine andere gestalt als im inlaut. Doch bleibt es immer unsicher, ob schon im gotischen wirkliche explosivlaute bestanden, und im altniederdeutschen und angelsächsischen ist sicher zum teil gutturaler spirant das älteste. Es fragt sich nun, in welcher weise diese zweifalt auf die unzweifelhaft früher bestehende einheit zurückzuführen ist. Ist die spirans aus dem verschlusslaute oder der verschlusslaut aus der spirans oder beide unabhängig aus einem dritten laute entstanden? Ersteres war bisher die allgemeine annahme, indem man den verschlusslaut vielfach da ansetzte, wo wir die spirans erkannt haben, und indem man die mit recht oder mit unrecht im inlaut angesetzten verschlusslaute für ursprünglich hielt, während wir ihre entstehung aus den reibelauten nachgewiesen haben. Somit ist dieser ansicht der boden entzogen. Es ist gar keine veranlassung anzunehmen, dass die spirans erst aus dem verschlusslaute entstanden sei, um dann wider teilweise in denselben überzugehen. Viel grössere wahrscheinlichkeit hat die zweite möglichkeit, die entstehung des verschlusslautes aus der spirans. Sie stimmt durchaus zu dem grundzuge der dargestellten entwicklung. Was ist wahrscheinlicher, als dass derselbe zug, welcher einen langen zeitraum hindurch die tönende spirans im inlaut und, soweit gelegenheit dazu war, auch im anlaut zum verschlusslaut hindrängte, auch schon eine kurze zeit vor der periode wirksam gewesen ist, aus der unsere ältesten denkmäler stammen? Ja er muss es sogar, da er bereits im gotischen inlautend nach *n, r, l, z* unzweifelhaft gewirkt hat. Gleichzeitig mit dem gemeingermanischen übergange nach nasalen kann auch der im anlaut stattgefunden haben. Wir sehen auch

sonst in der deutschen lautgeschichte den inlaut nach consonanten in gleicher weise behandelt wie den anlaut. Dass der anlaut den verschlusslaut mehr liebt, als der inlaut, besonders zwischen vokalen, zeigen das englische, schwedische und dänische. Die dritte möglichkeit ist noch ins auge zu fassen, ob etwa die entwicklung der indogermanischen laute von anfang an oder von einer bestimmten noch vor der einfachen spirans und dem einfachen verschlusslaute liegenden übergangsstufe an für den an- und inlaut verschiedene wege eingeschlagen hat. Diess führt uns aber auf die frage nach der ursprünglichen beschaffenheit der zu grunde liegenden laute in der indogermanischen ursprache.

Hierüber sind nun drei*) verschiedene ansichten aufgestellt. Die eine behauptet wirkliche aspiraten, die zweite affricaten, die dritte einfache spiranten. Die letzte ist jetzt wol allgemein aufgegeben. Der streit dreht sich noch um die erste überwiegend anerkannte und die zweite von R. v. Raumer und Scherer vertretene. Es würde uns zu weit führen alles, was zu gunsten der einen oder andern ansicht vorgebracht ist, hier noch einmal zu widerholen. Ich halte dafür, dass der beweis für die ursprünglichkeit der aspiraten im sanskrit und griechischen geliefert ist durch Curtius, Grundzüge³ 383 ff. und Ascoli, Vergleichende lautlehre 149 ff., wenn ich auch einige der von ihnen vorgebrachten argumente nicht gelten lassen kann. Die auffassung der laute als spiranten ist auch von R. v. Raumer sehr gründlich widerlegt, Sprachwissenschaftliche schriften 96 ff. 383 ff. Gegen die affricaten entscheidet meiner überzeugung nach die metrik des griechischen und des sanskrit. Wenigstens kann ich mir noch keine vorstellung von den Raumerschen affricaten machen, die keine positionmachende doppellaute sein sollen. Scherer (zeitschr. f. d. östr. gymn. XII, 641) hält durch den übergang von *tva* in *t'a*, den er als assimilation des organes auffasst (*t'a* = *tsa*), die affricaten im sanskrit für bewiesen. Aber um eines solchen einzelnen lautüberganges willen, für den eine andere auffassung sehr wol denkbar ist, kann man nicht

*) Von dem streite über die ursprüngliche tonbegabtheit oder tonlosigkeit dieser laute, welche letztere noch in neuerer zeit durch Rud. v. Raumer vertreten wird, kann ich für unsern zweck absehen.

alle entgegenstehenden argumente ignorieren. Die verwandlung einer verbindung von zwei homorganen tönenden lauten in eine von zwei durch das organ wie durch den stimmton verschiedenen lauten bleibt eine unlösbare physiologische schwierigkeit, während der entgegengesetzte vorgang leicht begreiflich und durch reichliche analogieen gestützt ist. Wir wollen trotzdem auf alle drei aufgestellten ansichten rücksicht nehmen und sehen, wie sich nach einer jeden unsere frage stellt. Wären die indogermanischen laute spiranten gewesen, so wäre die frage einfach entschieden. Es wäre dann selbstverständlich nur die zweite von uns angesetzte möglichkeit anzunehmen. Die spiranten wären im germanischen inlautend zunächst geblieben, anlautend in verschlusslaute übergegangen. Schwieriger ist es, wenn, was unzweifelhaft der fall ist, eine von den beiden andern ansichten richtig ist, über den gang der entwicklung zu entscheiden. Die vertreter beider nehmen übereinstimmend an, dass das hinter dem verschlusslaut stehende element abgefallen sei, der hauch oder die homorgane spirans, und so die media entstanden. Man beruft sich dabei, Scherer allerdings nicht, auf die übereinstimmung der iranischen, slavischen, litauischen und keltischen sprachen, für die man die gleiche entwicklung annimmt. Namentlich wird der übergang im slavischen und litauischen mit dem im germanischen in historischen zusammenhang gesetzt, und man sieht darin den beginn der lautverschiebung, der noch in die periode der slavodeutschen spracheinheit fallen soll. Ich stimme mit Scherer darin überein, dass dann notwendig die alte und die neue media im germanischen, wie im slavischen, zusammengefallen sein müsten. Es lässt sich hierbei auch nicht wol eine zwischenstufe denken, bis zu welcher etwa nur das deutsche gemeinsam mit dem slavischen gegangen wäre. Der hauch war entweder weg oder noch da. Eine andere art von zwischenstufe ist noch angenommen, nämlich, dass zwar der hauch im slavodeutschen verschwunden, zunächst aber geflüsterte media entstanden sei, die dann unabhängig im slavischen und deutschen, im letzteren erst nach der verschiebung der media zur tenuis, tönend geworden sei. Aber der weg, den die media zur tenuis nahm, ging notwendig durch die geflüsterte media hindurch, und es musste so zusammenfall eintreten. Wurde die medien-aspirata oder affricata zur

media durch abfall des zweiten elements, so kann diess erst nach der verschiebung der media zur tenuis, also auch erst nach der verschiebung der ursprünglichen tenuis*) auf speciell germanischem boden geschehen sein, wie auch Scherer annimmt; man darf sich also nicht zur stütze dieser ansicht auf die übrigen sprachen berufen.***) Wir werden also ein recht haben lediglich die älteste lautgestaltung des germanischen mit der des indogermanischen zu vergleichen und zu sehen, auf welche weise sich dieselben am einfachsten vermitteln. Wir haben gesehen, dass wir im germanischen für den inlaut auf die spirans als das älteste kommen, und dass es unwahrscheinlich ist, dass dieselbe aus der media entstanden ist. Ein sehr häufiger lautübergang ist die entstehung tonloser spirans aus tonloser affricata oder aspirata durch die affricata hindurch. Danach ist es auch die nächstliegende annahme, dass die germanischen tönenden spiranten aus den medienaspiraten durch die medienaffricaten hindurch, oder, wenn man doch letztere für ursprünglich halten wollte, noch einfacher aus diesen entstanden sind. Für den anlaut könnte man nun bei der alten theorie von dem abfall des hauches oder spiranten stehen bleiben. Dann hätten wir also von vornherein oder von der zwischenstufe der medienaffricaten an verschiedene entwicklung des an- und inlautes. In dieser fassung ist die lehre von der verschiebung der aspiraten von E. Sievers bereits in seiner im wintersemester 71/72 gehaltenen vorlesung über deutsche grammatik vorgetragen.

*) Für die priorität der verschiebung der tenuis vor der der media liesse sich vielleicht ausser dem von Scherer gegebenen beweis, gegen den meiner überzeugung nach kein widerspruch möglich ist, die gotische namensform *Kreks* = *Græcus* anführen, die auch dem althochdeutschen *Kriach* zu grunde liegt. Sie würde sich vielleicht so erklären, dass das wort in einer zeit entlehnt wurde, als die verschiebung der tenuis bereits vollzogen war, die der media noch nicht, so dass es nur noch von der letzteren betroffen wurde.

**) Man müste dann etwa annehmen, dass die lautverschiebung in eine zeit zurückreicht, in welcher das deutsche noch ein dialekt der indogermanischen ursprache war, der mit den übrigen dialekten in ununterbrochenem zusammenhange stand. Ich glaube nicht, dass jemand diess wahrscheinlich finden wird. Dass das in der vorigen anmerkung angeführte argument dagegen streitet, wage ich nicht geltend zu machen, da es doch nur eine unsichere vermutung bleibt.

Es lässt sich indessen zunächst kein grund einsehen, warum in- und anlaut ganz verschiedene wege eingeschlagen haben sollten. Dann aber scheint mir der gewöhnlich als etwas so leichtes angesehene abfall des hauches oder der homorganen spirans von physiologischer seite höchst bedenklich. Es ist häufig, dass hauchlose tenuis aspiriert wird, aber einmal vorhandene aspiration pflegt nicht spurlos zu verschwinden. Die aus dem nordischen und dem neugriechischen beigebrachten beispiele vom verlust des hauches in harten aspiraten sind, wie wir gesehen haben, anders zu fassen. Verändern sich die aspiraten so gehen sie in affricata und dann in spirans über. Noch weniger hat der abfall der spirans in der affricata irgend welche wahrscheinlichkeit. Wir haben gesehen, dass die dafür namentlich aus dem englischen angeführten beweis nicht zutreffen. Ein solcher abfall müste wie jeder ausfall eines consonanten in einer consonantenverbindung auf assimilation beruhen. Es ist aber ein allgemeines gesetz, dass in der regel der zweite laut über den ersten den sieg davonträgt, und ein noch allgemeineres, dass die dauerlaute ein entschiedenes Übergewicht über die momentanen behaupten. Daher die verwandlung der affricata zur spirans. Nehmen wir also an, dass sich die aspiraten im anlaut zunächst in gleicher weise wie im inlaut zu spiranten entwickelten und daraus erst zu tönenden verschlusslauten. Das stimmt völlig zu dem, was wir bloss vom standpunkte des germanischen aus als wahrscheinlich erkannt haben.

Ist diess die richtige auffassung der entwicklung, so wird die von Scherer aufgestellte reihenfolge der verschiebung (tenuis media, aspirata oder affricata) wider zweifelhaft. Die verschiebung der aspirata zur spirans konnte hinter, zwischen und vor die beiden andern verschiebungen fallen, ohne dass eine vermischung eintrat. Nur muss der Übergang der spirans in die media nach der verschiebung der alten media erfolgt sein. Es wäre also ins auge zu fassen, ob nicht doch gründe vorhanden sind, die uns bestimmen die verschiebung mit den aspiraten beginnen zu lassen und ob dann nicht doch ein historischer zusammenhang mit den verwanten sprachen besteht. Wir betreten hier allerdings ein gebiet, auf dem sich kaum etwas anderes aufstellen lässt, als mehr oder minder wahrscheinliche hypothesen. Folgendes, worauf ich von herrn professor Leskien auf-

merksam gemacht worden bin, liesse sich vielleicht für die priorität der verschiebung der aspiraten geltend machen. Das *t* in den praeteritis *mahta*, *ohta* und dem im got. nicht überlieferten, aber vorauszusetzenden *dauhta* kann nicht wie in *thahta*, *aihta*, *mosta* etc. durch assimilation an den voraufgehenden consonanten entstanden sein. Man könnte sich nun den vorgang so denken: durch die verschiebung der aspiraten zur spirans entstanden zunächst *mayða*, *oγða*, *duγða* (mit *γ* bezeichne ich die gutturale tönende spirans); da aber eine spirans hinter einer anderen die neigung hatte in den verschlusslaut überzugehen, wie wir auch an den praeteritis *thahta* etc. sehen können, und wie es sich auch in den späteren germanischen dialekten, namentlich im altn. zeigt, so erfolgte hier dieser übergang vielleicht alsbald vor der verschiebung der alten media und das neue *d* wurde dann durch denselben akt wie diese zur tenuis verschoben. Für vollkommen sicher will ich diese erklärung nicht ausgeben, da sich in den praeteritis noch andere unregelmässigkeiten zeigen z. b. *kunþa*.

Ein zusammenhang mit den verwanten sprachen, welche die aspirata zur media entwickelt haben, der allerdings von vornherein sehr wahrscheinlich ist, war bei der bisherigen auffassung der verschiebung unmöglich. Durch unsere aufstellung gewinnen wir zunächst die möglichkeit die verwandelung der aspiraten vor die andern verschiebungsakte zu stellen. Wenn aber ein zusammenhang mit den übrigen sprachen bestehen sollte, so müste auch der gang der verschiebung in diesen derselbe wie im germanischen gewesen sein. Es fragt sich, ob dies möglich oder vielleicht wahrscheinlich ist. Wir haben gesehen wie mislich es mit der erklärung der media aus abfall des hauches oder des homorganen spiranten bestellt ist. Die vielfach angezweifelte möglichkeit des überganges aus der spirans in den verschlusslaut glaube ich durch meine untersuchung festgestellt zu haben. Der einzige weg einen historischen zusammenhang oder auch nur eine analogie des überganges zwischen dem germanischen und den übrigen sprachen herzustellen, bleibt die annahme, dass in ihnen allen die aspirata zunächst zur spirans und dann zur media geworden sei.

Es wäre nun zu untersuchen, ob sich für diese annahme noch aus den einzelnen sprachen gründe beibringen liessen. Im

Zend stehen anlautend *b, g, d*, inlautend *bh, gh, dh*, welche letzteren gewöhnlich als spiranten aufgefasst werden. Allerdings hat Ascoli in den Studj Irani, articolo primo (vgl. Kuhns zeitschr. 17, 135 ff.) den nachweis zu führen gesucht, dass man im Zend wirkliche tonlose und tönende aspiraten anzunehmen habe. Soweit ich darüber urteilen kann, halte ich durch Ascolis ausführungen die ältere ansicht noch nicht für widerlegt. Namentlich wird die entstehung von tönender aspirata aus alter media, wie sie Ascoli annehmen muss, da auch diese im inlaut durch *bh, gh, dh* vertreten wird, eine physiologische unmöglichkeit bleiben. Sind *bh, gh, dh* spiranten, so haben wir ein ganz ähnliches verhältnis wie im deutschen. Nur freilich lässt sich die ursprünglichkeit dieser spiranten nicht erweisen weil sie auch für die alte media stehen, also auch, wo sie die aspirata vertreten, erst aus der media entstanden sein können. Doch kann man auch nicht mit sicherheit behaupten, dass letzteres der fall ist. Es ist leicht möglich, dass durch dieselben ursachen die spirans im inlaut erhalten blieb, durch welche die media in sie verwandelt wurde, ja sogar, dass der wechsel zwischen verschluss- und reibelaut, der bei der alten aspirata bestand, auch auf die alte media einwirkte, und so eine ausgleichung eintrat. Dasselbe verhältnis haben wir im dänischen, wo im inlaut die aus der tenuis erweichten medien zu spiranten werden. Ähnlich ist auch der wechsel von *o* und *u* im germanischen, die sich in ganz analoger weise verhalten, mag *a* oder *u* der grundvokal und demnach *o* oder *u* das ältere sein. Wir können also aus dem Zend nichts mit sicherheit für noch gegen unsere hypothese beibringen.

Ebenso lässt uns das keltische in ungewisheit. Auch im altirischen stehen im inlaut tönende spiranten, gewöhnlich als aspiraten bezeichnet. Es unterliegt aber wol keinem zweifel dass die irischen aspiraten als spiranten zu fassen sind. In der ältesten zeit wird allerdings noch die einfache media geschrieben; aber ihr wechsel mit den harten aspiraten (spiranten) macht es wahrscheinlich, dass wir darin nur eine mangelhafte orthographie zu sehen haben. Aber ebenso wie im Zend ist die alte media gleichfalls zur spirans geworden und ganz mit der alten aspirata zusammengefallen.

Im slavischen und litauischen steht überall die media, nir-

gends zeigt sich die spirans. Ihr einstiges vorhandensein aber glaube ich mit einiger wahrscheinlichkeit aus einem sonst kaum begreiflichen lautübergange schliessen zu können. Es ist bekannt, dass in dem zur casusbildung verwanten suffixe *bhi* das *bh* übereinstimmend im slavischen, litauischen und deutschen, soweit die betreffenden casus erhalten sind, in *m* übergangen ist. Der übergang ist von so besonderer art, dass er notwendig in die periode des ungetrennten zusammenlebens der drei sprachfamilien fallen muss. Ebenso ist es klar, dass die zunächst vorhergehende lautgestaltung in allen dreien dieselbe gewesen ist. Ein unmittelbarer übergang von *bh* in *m* ist undenkbar, der von *b* in *m* nicht wahrscheinlich, ausserdem kann aber ein *b*, wie wir gesehen haben, in der slavodeutschen periode nicht bestanden haben. Nicht selten dagegen in den verschiedensten sprachen ist der wechsel von reinlabialer spirans mit *m*. Diese werden wir als die notwendige zwischenstufe zwischen *bh* und *m* betrachten. Nun ist es aber durchaus nicht wahrscheinlich, dass *bh* nur in diesem falle in die spirans übergegangen sein sollte, während es sich sonst ganz anders entwickelt hätte. Alles stimmt vortrefflich, wenn unsere hypothese richtig ist.

Eine hypothese kann allerdings unsere ansicht nur genannt werden; aber man wird ihr mindestens die selbe wahrscheinlichkeit zugestehen müssen, als der hypothese vom abfall des hauches, die für etwas unbestreitbar feststehendes ausgegeben wird. Wir würden also nach unserer auffassung für das iranische, slavische, litauische, germanische und keltische als das zunächst zu grunde liegende gemeinsame die tönende spirans anzusehen haben. Vom standpunkte dieser sprachen aus könnten wir nicht weiter gelangen, und es stände nichts im wege darin das ursprüngliche zu sehen. Aus ihnen lässt sich auch kein argument gegen die ursprünglichkeit der medienaffricaten beibringen, wenn sie auch eben so wenig durch sie gefordert wird. Die entscheidung ist aus dem sanskrit und griechischen herzuholen und, insofern die verhärtung der italischen spiranten mit der der griechischen aspiraten in zusammenhange steht und richtig aus assimilation an das tonlose *h* erklärt wird, indirekt auch aus den italischen sprachen.

LEIPZIG.

HERMANN PAUL.